Olla Potrida.

1779.

Zweiter Vierteljahrgang.

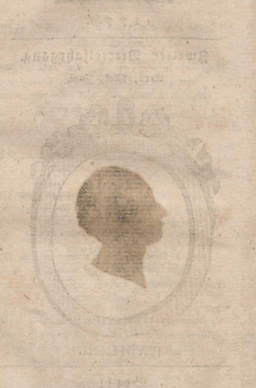
April, Mai, Juni.



RAMLER.

Berlin,

in der Weverschen Buchhandlung.





I.

Gedichte.

1.

Nehmt mich auf!

Nehmt mich auf, ihr stillen Bäume,
Wo Ihr Aug an meinem hing,
Wo Sie, tiefgefühlt von Allen,
Stolz in Ihrer Schönheit ging:

Daß die Luft, die Sie gekühlet,
Noch mich Schmachtenden ereilt,
Und Ihr Bild mir noch begegnet,
Wenn's in diesen Gängen weilt.

Jenes Bild des edlen Herzens,
Das aus jedem Blicke lebt;
Jenes Bild des Schwanenwuchses,
Der so schlank hinanwärts schwebt.

Glücklich! glücklich! wer voll Liebe
Sich an Ihren Busen schmiegt;
Wem, im Kuß, auf Ihren Lippen
Warm die Seel' entgegenfliegt!

R — d.

2.

An ein Paar Armbänder.

Ihr dürft ihn drücken, ihn umfangen,
Den Arm wie Schnee, so voll und rund:
Ach, von dem glühenden Verlangen,
Von den Gefühl'n, die mich durchdrangen,
Wird euch nicht eins, nicht eines kund.

Das Schicksal von der Erde Gütern;
Dem, der sie hat, sind sie oft feil:
Sie sind verloren ihren Hütern,
Und weichen, zärtlichen Gemüthern,
Wird leere Sehnsucht nur zu Theil.

3.

An Klärchen im Kloster.

Denk ich einsam jezt der Stunden,
Die in erster Jugend Zeit
Mir mit Dir sind hingeschwunden,
So voll Lieb' und Seeligkeit;
Ach dann wein' ich! — Doch vergebens
Trübet sich mein matter Blick,

Freu-

Freuden jenes Engellebens
Bringt kein heisser Wunsch zurück.

Dein Herz schlug an meinem Herzen,
Deine Lust war meine Lust.
Keinen Kummer, keine Schmerzen
Kannte die gedrängte Brust.
Aber unsre Träume logen, –
Sie versprachen Glück und Ruh; –
Unsre Hofnungen verflogen,
Einsam seufzen ich und Du.

Ach, daß dieser Erde Freuden
Schnell ein Ungemach verdrängt!
Daß sich Quaal, und Grom, und Leiden,
In die beste Wonne mengt!
Daß sich Herzen trennen müssen
Die die Liebe fest verband,
Bey Gedanken Thränen fliessen
Wo man ehmals Wonne fand.

Zwischen enge Klostermauern
Schloß Dich Wahn und Bosheit ein.
O so must Du ewig trauern,
Wachen, beten, einsam seyn.
Liebe, die Dich sonst beglückte,
Mich zu lieben Dir befahl,
Die Dein warmes Herz entzückte,
Macht nun Deines Lebens Qual.

Aber treu in Deiner Zelle
Dennoch, theures Mädchen! Dich.
Diese Welt ist eine Hölle,
Freu' Dich, – und beklage mich.
Trug und Frevel überlistet
Ach! so oft den Biedermann,

Und der Bosheit Hand verwüstet,
Wo sie nur verwüsten kann.

Wohl Dir, daß Du ihr entflogen, —
Eines bessern Schicksals werth!
Daß Dein Herz jezt nur Verlangen
Nach erhabnen Dingen nährt.
Manches wirst Du nicht erfahren,
An der Kette die Dich drückt;
Und nach wenig trüben Jahren
Wirst Du mehr als wir beglückt.

O Du weihest Dich dem Himmel
Gute fromme Dulderinn!
Und ich renne durchs Getümmel
Dieser Welt mit trunknem Sinn.
Möcht' Dein Bild mir oft erscheinen,
Schlichs in meine Seele sich! —
Klärchen, ich will um Dich weinen,
Liebe, bete Du für mich.

Wagenseil.

4.
An den Pegasus.

So rühr' o Pegasus den Fuß,
Es scheint, Du hast den Koller,
Sonst sag' ichs Deinem Pythius
Dann geht es warlich toller.

Hier leck' ein Bischen Honigseim
Dann sey nicht Rappel-bundig
Nun reut' ich, mache einen Reim,
Der ganzen Erde kundig.

Ich

Ich singe von Egyptens Sphinx
Hierauf vom alten Satan.
Bewundrung find' ich rechts und links,
Erhalte Ruhm wie Nathan.

Hinab, hinab zum Höllenschlund,
Ich singe Satans Säbel.
Dann reut' ich hin nach Amathunt,
Im röselichten Nebel.

Herr Pegasus Du bist ein Schelm,
Hier lieg ich armer Barde!
Herabgeschmissen ohne Helm,
Ich blute, bringt mir Narde.

5.

An * * *

Nach einem Gespräch über Aussichten in die Zukunft.

Dank, o theure Karoline!
Dank für jede Tröstung Dir;
Jede mitleidsvolle Mine,
Jedes Lächeln, für und für.

Ach! bestürmt von bangen Leiden,
War die Welt mir öd' und leer;
Denn es raubten alle Freuden
Mir die Menschen um mich her.

Aber ach, dem armen Lecher,
Abgehärmt und abgebleicht,
Hast Du einen Labebecher
Auszutrinken dargereicht.

Sieh des Dankes Thräne beben
Von der blassen Wang' herab.
Freyer blick ich jetzt durchs Leben,
Ruhiger hinaus aufs Grab.

Wohl mir denn, es giebt noch Herzen
Der Verstellung bitter feind!
Wohl mir daß bey meinen Schmerzen
Eine Karoline weint.

Tröstend mir entgegen eilet,
Lindrungsmittel nicht verheelt,
Mir den Wundenbusen heilet,
Und mit süßer Hofnung stält.

Wenn ich fürderhin mich quäle,
Freundinn, o so lächle Du!
Lisple mir, Du reine Seele,
Deine holde Tröstung zu.

Nimm, für diese goldne Stunde,
Du, mit reinem Engelsinn,
Für den Trost aus Deinem Munde
Diesen Kuß zum Danke hin.

S.

6.

Liebesmacht.

Wer der Ketten eines Mädchen spottet,
Kennt die Macht der Liebe nicht!
Ha! der hat kein Feuer in dem Busen,
Keine Glut im Angesicht.

Den

Den schuf die Natur von Stahl und Eisen,
Der der Schönheit widersteht,
Nicht im Taumel seeligen Entzückens
Sie um Gegenliebe fleht.

O! der fühlte nie die starken Züge,
Womit meinen matten Geist
An der Liebe festgewebten Banden
Meine Stella nach sich reißt.

Ha wie brenn' ich! stärker als im heissen
Schlunde Aetna's wilde Glut,
Siedend rollt durch alle meine Adern
Warmes nimmer ruhigs Blut.

Was sie will, das sind für mich Gesetze,
Herz und Sinnen und Verstand,
Meistert sie mit ihrem goldnen Zepter
In der blendend weissen Hand.

Hütten wandelt sie in Goldpalläste,
Wildnisse zum Lustrevier;
Wenn der Nord im Winter Eichen schüttelt,
Lacht der schönste Sommer mir.

In den grauenvollen Mitternächten
Scheint mir sonnenhell die Welt;
Schöner als Elysiums Gefilde
Macht sie dieses nackte Feld.

Süßer als das süßeste der Erde,
Was die leckere Begier
Eines Kaysers oder Königs kützelt,
Ist ein einz'ger Kuß von ihr.

Müßt' ich unter ihrem Kusse sterben,
O so wüßt' ich ganz gewiß,
Nectar und Ambrosia beym Göttermale
Schmeckten drüben nicht so süß.

Wagenseil.

7.

Die eben so schnell ab- als angelegte Trauer.

Eine Romanze.

Die Schönen sind fürwahr geplagt
In Tiefen und auf Höhen,
Weil ihnen Thränen, wie man sagt,
Leicht zu Gebote stehen
Und weil sie ihren Reiz erhöhn,
Schnell, wie sich Wetterfänchen drehn,
Die Blonde, wie die Braune.

Bald bricht ein kleiner Hund das Bein,
Bald fliegt ein Specht zum Henker,
Bald fällt zur Unzeit Regen ein,
Bald wird ein Mümchen kränker,
Bald reist ein Schäfer übers Meer,
Bald hört er auf zu lieben,
Und was dergleichen Gründe mehr,
Sich herzlich zu betrüben.

Ach! aber Henriettens Leid
Ist keinem zu vergleichen;
Vernehmts, mitleidig, weit und breit
Ihr Armen und ihr Reichen,
Vernehmt, erstaunt, was ihr geschehn
Am hellen frühen Morgen,
Und laßt es Euch zu Herzen gehn,
Beym Mangel eigner Sorgen!

Noch matt von einem Austerschmaus,
In ihrer Morgenkutte,
Saß sie und dachte Masken aus
Zur künftigen Redutte;

Da pocht was an: „Herein!“ – ein Brief,
Mit schwarzem Rand und Siegel! –
Sie nahm ihn, glaubte, daß sie schlief,
Lief hurtig vor dem Spiegel;

Und rieb die Aeugelchen sich klar,
Und fieng nun an zu lesen:
„Weh mir! – Mama schwebt in Gefahr,
„Liegt sterbend – ist gewesen!“
Sie sinkt, so sinkt, von Orosmann
Durchbohrt, Zayre nieder.
„Mama!“ ruft sie, so laut sie kann;
Ma! schallts im Zimmer wieder.

Elise, der bey fremdem Schmerz
Das Aug' oft überfließet,
Die gern ihr liebevolles Herz
Den Leidenden entschließet,
Erscheint, gleich einer guten Fey,
In diesem Augenblicke,
Steht ihr mit Rath und Troste bey,
Und trocknet ihre Blicke.

Weil aber alles fruchtlos ist,
Flehn, Tröstung, Wangenstreicheln,
Ersinnt sie plötzlich eine List,
Um ihren Schmerz zu schmeicheln.
„Kind, spricht sie, eine Stunde nur
„Laß ab von Deinem Jammer,
„Pariser Rock und Garnitur
„Sind schon in Deiner Kammer;

„Wirf Dich in Trauer, komm bald nach!“
Sie geht; und Henriette
Fand alles, wie's Elise sprach,
Bereit auf der Toilette.

Husch!

Husch! eilt sie, wie Emilia, *)
Steht schwarz, wie eine Dohle,
Beraubt von Prunk und Flittern da,
Vom Haupte bis zur Sohle.

Es schien die blendend weisse Haut
Durchs Dunkle mehr erhoben,
Der Körper zierlicher gebaut,
Als in den Gallaroben;
So reizend ist im Schleyer nicht
Die jüngste Klosterschöne
Und ein betrübteres Gesicht
Macht keine Magdalene.

Kaum hat sie Rock und Garnitur
Zwei Stunden auf dem Leibe,
(Geschwinder wirket nicht die Kur
Bey Gellerts krankem Weibe)
Nimmt wieder Spott und schlauer Witz
Und jugendlich Vergnügen
Von Aug' und Stirn und Mund Besitz
Und lebt in allen Zügen.

Sie strahlet, wie in dunkler Nacht
Verlohrne Sterne strahlen,
Möcht' André doch in dieser Tracht
Sie auf der Stelle mahlen!
Man kömmt und sieht und prallt zurück,
Macht tiefre Reverenzen,
Und wünscht ihr zu der Trauer Glück,
Anstatt der Kondolenzen.

Doch in der Erden Dinge Lauf
Wird manche Lust verdorben;

Ihr

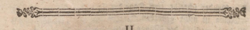
*) S. die in unsern Tagen erschienene Helden- und Staatsaktion dieses Nahmens.

Ihr Bruder schreibt zwei Tage drauf:
„Mama ist nicht gestorben.“
Alsbald entflieht der Wange Roth,
Der blauen Augen Schimmer,
Sie bebt, springt auf und stürzt halb todt
In ihrer Freundinn Zimmer.

„Madam, ach, theilen Sie den Schmerz –
„Die Freude wollt ich sagen –
„Ihr schön Geschenk – wie klopft mein Herz!
„Ich kanns hinfort nicht tragen –
„Ich kann nicht länger ohne Grund,
„Der Mutter Thränen zollen,
„Und morgen geh ich wieder bunt,
„Weil es die Götter wollen.

„Denn ach! gestorben ist sie nicht,
„Ist wieder außer Bette
„Und Ihr Geschenk – „Elise spricht:
„Sey ruhig, Henriette,
„Und häng es hin; ein Trauerkleid
„Kömmt nicht leicht aus der Mode,
„Man spart es auf ein andres Leid,
„Gleich einer Trauerode,

„Doch hat dereinst ein alter Mann
„Ihr Tonnen Golds gelassen
„Und sucht Sie sich, so gut Sie kann
„In den Verlust zu fassen;
„Fühlt Sie in Ihrem Busen schon
„Den Trieb zu süßern Banden;
„Dann melde ja kein Postillon:
„Der Mann ist auferstanden!



II. Dramatische Aufsätze.

Der Schwätzer.
Eine Comödie in einem Aufzuge,
nach dem Französischen des Boissy.

Personen:

Leander.
Valer, sein Vetter.
Clarisse.
Cephise, Tante der Clarisse.
Hannchen, Clarissens Mädchen.
Leonore.
Agathe.
Hortensia.
Laurette.
Melite.
Ein Bedienter.

(Die Scene ist ein Saal, mit Thüren auf beyden Seiten, und im Hintergrunde.)

Scene

Scene I.

Clarisse. Hannchen.

Clarisse.

Eben hat mich Leander verlassen. Welch ein unerträgliches Geschöpf! Ich kann nicht mehr! Der Kopf möchte mir zerspringen! Es hat ihm das Maul eine ganze Stunde nicht stille gestanden. Zum Glück schafte ich mir ihn noch vom Halse, indem ich in der Angst, ich weiß nicht welche Commission ihm auftrug.

Hannchen. Gnädige Frau, Sie hätten ihn ohne viele Umstände fortschicken sollen, gleich beym ersten Besuch fortschicken sollen, wenn Sie mir gefolgt hätten. Sein Maul ist eine rechte Plappermühle, die nichts aufhält, wenn sie einmal im Gang ist. Das plappert, das plappert, so geschwinde, so geschwinde, und alles, was ihm nur auf die Zunge kömmt, muß heraus. Scharmützel und Bälle, Damen und Pferde, Liebes- und Staatsangelegenheiten, Tragisches und Comisches, Gutes und Böses, alles wirft er durcheinander.

Clarisse. Du schilderst ihn recht gut.

Hannchen. Ja, gnädige Frau, so ist unser Herr Hauptmann. Die Woche, da wir ihn kennen, scheint mir schon ein ganzes Jahrhundert, und ich zittere, bey dem Gedanken, daß Sie sich bereden lassen könnten, seine Frau zu werden, obgleich Ihre Charaktere himmelweit voneinander verschieden sind. Lieber wollte ich mir seinen Vetter aussuchen. Valer ist jünger und gescheiter. Er hat vielen Verstand, und spricht wenig, wie sie.

Clarisse. Unter uns gesagt Hannchen, ich bin Deiner Meynung. Das einzige, was mir im Weg steht, ist meine Tante.

Hannchen. Aber, gnädige Frau, Sie sind ja Wittwe.

Clarisse. Das ist wahr, aber ich muß diese Tante schonen, die mich liebt und einmal gut bedenken will. Zum Unglück ist Cephise für Leandern, ohne ihn jemals gesehn zu haben, entsetzlich eingenommen. Ihre Freundinn Agathe hat ihn ihr als einen Mann herausgestrichen, der große Heldenthaten im Kriege gethan, und mit nächstem Commendant zu Quimberksheim werden würde.

Hannchen. Valer giebt sich aber auch um diese Stelle Mühe, die Gnade des Hofs kann sie ihm so gut zuwenden, als jenem. Doch gesetzt, das Gegentheil geschähe, könnten Sie sich wohl entschließen —

Clarisse. Ich bin noch zweifelhaft.

Hannchen. Ich ich, ich verlasse noch diesen Abend das Haus, wenn Sie Leandern ins Haus nehmen. Für einen solchen Herrn bedanke ich mich. Er würde allein ein Maul im Hause haben wollen. Der Tyrann! Er würde den ganzen Tag da sitzen, uns in unsere Rechte greifen, und thun, und thun was unsers Amts ist. Lieber wollt ich todt als in solchen Diensten seyn, wo ich nur Ohren und keine Zunge haben müßte. Gnädige Frau, glauben Sie mir, ein Schwätzer ist ein Teufel in der Haushaltung. Uns allein kömmt es zu, zu plaudern.

Clarisse. Aber sage, was soll ich anfangen?

Hannchen. Herz fassen, und nicht mehr so schläfrig seyn! Bitten Sie eine gemeinschaftliche Freundinn, daß sie sich der Sache bey Ihrer Tante annimmt. Da ist zum Exempel Leonore, die hier im Hause wohnt. —

Clarisse. Leonore? Ich hätte mehr Zutrauen zu ihrer Schwester Hortensia.

Hannchen. Da kommen sie beyde.

Scene

Scene II.

Leonore. Hortensia. Vorige.

Leonore.

(Zu Clarissen.) Wie? Sie verheyrathen sich, und sagen uns nichts davon, uns, Ihre Nachbarinnen? O das ist auch gar nicht artig!

Clarisse. Ich erstaune über die Neuigkeit.

Hortensia. Warum wollen Sie es verbergen? Kommen Sie, seyn Sie offenherziger. Nichts ist gewisser, Sie geben dem Wittwenstand gute Nacht!

Clarisse. Und wer hat Ihnen das gesagt?

Leonore. Ihr künftiger Herr Gemahl, morgen aufs allerlängste heyrathen Sie Leandern.

Hortensia. Er breitet dieses Gerüchte selbst überall aus; es ist kein Geheimniß mehr.

Hannchen. Meiner Treu! das macht er gut!

Clarisse. Meine Damen, Sie wissen mehr als ich. Es ist wahr, daß er sich durch Agathen um mich hat bewerben lassen, und daß meine Tante seine Anwerbung unterstützt, aber ich habe die Sache noch nicht für so ausgemacht gehalten, und Leander hätte mir doch davon zuerst Nachricht geben sollen. Da mein Herz wegen dieser Verbindung noch nicht mit sich eins ist, so werden Sie mir mein Stillschweigen zu gut halten. Im Vertrauen, ich habe mich etwas für Leonorens Spott gefürchtet.

Leonore. Sie wollen uns ausweichen?

Clarisse. Nein, um Sie zu überführen, wie offenherzig ich jetzt rede, so bitte ich Sie inständigst, mit Cephisen zu sprechen, und sie von ihrem Entschluß abzubringen. Sie glauben nicht, wie sehr Sie mich dadurch verbinden werden.

Hortensia. Verlassen Sie sich auf meinen Eifer.

Leonore. Wir werden unser möglichstes thun.

Clarisse. Ich besorge, Leander wird bald wieder hier seyn, und wenn er uns beysammen anträfe —

Hannchen. Seyn Sie außer Sorgen. Sie kennen ja seine Art; Sie haben ihn wohin geschickt, und wo er ist, kömmt er sobald nicht weg. Er spricht immer, ich gehe, und geht doch nicht vom Fleck. Sollte er auch nur mit dem Bedienten reden, so thut er es nicht unter einer Stunde. Haben Sie denn schon den schönen Streich von gestern vergessen, als Sie ihn zum Mittagsessen gebeten hatten? Er besuchte des Morgens die berühmte Schwätzerinn Laurette; Melite, eine andere Plaudertasche kam dazu, und nun fieng dieß Trio an, so nach Herzenslust zu plappern, daß sie erst Abends um fünf Uhr auseinander giengen. Sie würden noch länger geschwatzt haben, aber der bescheidene Herr Leander fürchtete, er möchte zu lange auf sich warten lassen, und kam — ach, ich muß noch lachen, — und kam, um sich zu Tische zu setzen, eine ganze Stunde nachher, als man aufgestanden war.

Leonore. Der Streich ist närrisch genug.

Clarisse. Aber, wie? wenn er niemanden angetroffen hätte?

Leonore. Zur bessern Sicherheit, Schwester, wollen wir gehen. Komm!

Hortensia. Wir haben ohnehin versprochen in den Prader zu kommen.

Clarisse. Und ich werde zu meiner Tante fahren, und herauszubringen suchen, warum sie eine Heyrath begünstigt, die mir so zuwider ist.

Leonore. Es kömmt jemand die Treppe herauf — er ist's, ich höre ihn überlaut reden — Geschwinde, geschwinde! (alle drey ab.)

Hann=

Hannchen. (für sich) Der Mensch hat die Plauderwuth; wenn er mit niemanden anders schwatzen kann, so schwatzt er mit sich selber.

Scene III.

Leander. Hannchen.

Leander.
(für sich, ohne Hannchen gewahr zu werden.)

Es ist doch nichts verdrießlichers, als zu laufen, zu rennen, und keinen Menschen anzutreffen, mit dem man ein Wort reden kann. Findet man jemanden, ja so unterhält man sich mit ihm, man schwatzt was, man erkundigt sich nach diesem und jenem, und erfährt immer was neues. Sollte man auch nur ein Wort mit dem Gesinde reden, so nimmt man vorlieb, und wie der Baron neulich sagte — als ich zu Julchen ging —

Hannchen. Mit wem reden Sie denn, mein Herr?

Leander. Ey bist Du da, mein Kind? Guten Tag! Wie gehts? Recht wohl: Das freut mich. Und Deiner Herrschaft auch? und mir auch!, Sie hat mich zu Isabellen geschickt, aber zum Henker, es war kein Mensch zu Hause, nicht einmal der Bediente, nicht eine lebendige Seele! Ich mußte fortgehn, wie ich gekommen war. So giengs mir gestern, ja gestern da bin ich in einem verdammten Fiacre, der wie der Teufel stieß, durch die Vorstädte gejagt, daß das Pflaster hätte rauchen mögen. erstlich in die Leopoldstadt, dann von der Kayserlichen Favorite in die Rossau, von der Rossau in die Alstergasse, von der Alstergasse beym Pesthaus hin nach der Leimgrube, von der Leimgrube nach dem Rennweg, von dem Rennweg nach der

Landstraße; von der Landstraße in die Kayserliche Burg, von der Kayserlichen Burg auf den heiligen Creuzerhof — von dem heiligen Creuzerhof —

Hannchen. (die sehr hurtigsprechend einfällt) Und ich, mein Herr, ging diesen Morgen in die Messe, von der Messe auf den Markt, vom Markt nach Hause. Da habe ich gewaschen, gerungen, gebügelt, geplett, bin Trepp auf, Trepp nieder gerannt, vom dritten Stockwerk ins zweyte, vom zweyten ins erste, vom ersten in Keller, vom Keller in die Scheune, von der Scheune wieder im Keller; ich habe aufgeräumt, abgewischt, gebohnt, für mich und die gnädige Frau Chocolade gemacht, und bin wohl dreyßigmal das ganze Haus durchkrochen, während daß ein gewisser Hauptmann Leander, bey meiner Herrschaft saß, und ihr so viel vorschwatzte, vorplapperte, daß sie Kopfweh bekommen hat, und eben ausgefahren ist, um sich zu erholen.

Leander. Mädchen, Du machst Dich etwas zu gemein, und das steht mir nicht an. Wär es nicht hier im Hause, bey meiner Ehre, ich wollte Dich — Aber laß Dirs zur Warnung gesagt seyn, und wenn Du mit Leuten sprichst, die über Dir sind, so antworte besser oder schweig.

Hannchen. Sie wissen ja aber, Schweigen fällt dem Frauenzimmer so schwer; doch ich will gerne bey Ihnen in die Schule gehen, um es zu lernen.

Leander. Ich werde Clarissen stecken, wie Du die Leute empfängst, die sie ihrer Achtung würdigt. Weißt Du nicht, auf welchem Fuß ich hier stehe, und daß man mir Respect schuldig ist; daß ich, kurz von der Sache, meine Geliebte zu einer großen Dame machen kann, daß Sie vielleicht heute noch meine Frau, und Frau Commendantin wird, daß Clarisse Unrecht thut, wenn sie mir Valeren vorzieht, daß Valer in allem Betracht weit unter mir steht, daß ein Mann wie ich, mehr als eine Parthie

thie thun kann, und daß schließlich Julie mich nicht haßt. Julie fällt in die Augen, und ist noch in ihrer ersten Jugend, Deine Herrschaft über dreißig, und reizt weniger. Aber sie besitzt Eigenschaften, die ich über alles schätze; sie ist verständig, haushälterisch, und vor allen Dingen plaudert sie nicht viel.

Hannchen. Das war ja eine spannnagelneue Liebeserklärung, für die ich Ihnen im Namen meiner Frau danken muß.

Leander. Leb wohl, ich gehe, um die Sache mit der Commendanten-Stelle zu betreiben. O Valer soll gewiß das leere Nachsehen haben! Aber, da kommt er.

Hannchen. Ich lasse Sie allein. (ab)

Leander (für sich) Er nähert sich mir ungern, und sein Anblick ist mir auch zuwider. Wahrhaftig, um sich zu hassen, braucht man nur ein Bischen verwandt zu seyn.

Scene IV.

Leander. Valer.

Leander.

Ach sind Sie da, Herr Vetter, das ist mir von Herzen lieb. Wie, Sie begnügen sich nicht, mich von meiner Geliebten bringen zu wollen, Sie haben auch noch die Verwegenheit, ohne Ansehen meine Rechte, Dienste und Jahre, Ansprüche auf die Commendantenstelle zu machen, die durch Degenfels Tod ledig geworden ist, und die ich mir zum Lohn für meine Thaten ausgebeten habe! Aber in Wahrheit, Vetterchen, ich finde es lächerlich, daß Sie sich unterstehn, ja recht darauf ausgehn, mir überall in den Weg zu kommen. Sie sagen nichts?

Valer. Ich wartete nur auf einen günstigen Augenblick; es hört sich Ihnen so gut zu. Aber Sie haben Unrecht, sich so sehr zu ereifern, ich bin so gut Officier als Sie.

Leander. So gut als ich? Du spaßest! Mach das andern weiß; darfst Du wohl Deine Dienste mit den meinigen vergleichen? Ich habe schon in meinem zwölften Jahre die Musquete getragen, als ich Fähndrich war, warst Du erst Cadet. Ich bin bey drey Dutzend Scharmützel, zwanzig Belagerungen, und neun Bataillen gewesen. Ich habe Thore eingesprengt, Mauern überstiegen, und wohl bey funfzig Gelegenheiten Reden an meine Compagnie gehalten. O ich werde in meinem Leben nicht den ersten Feldzug vergessen; mich deucht, wir standen damals in Böhmen, es war so Anno siebzehnhundert und etliche funfzig herum — Abends um fünf Uhr — am vierzehnten des Monats — — es ging heiß her, und ich that Wunder; Bravenfels ließ ein Ohr auf dem Platz. Er hat seitdem alles verspielt, sogar das Regiment. Vor diesem war er Oberster, jetzt ist er Zoll-Inspector. Kennst Du seine Frau? Sie sieht noch immer artig genug aus. Ich war gestern bey ihr, wo ich ein paar Worte mit Doranten sprach. Hast Du schon das Lusthaus gesehen, das er nicht weit von Laxenburg hat? Es ist schön. Ich will Dir mit zwey Worten seine Einrichtung erzählen —

Valer. Aber, Herr Vetter, Sie merodiren entsetzlich herum, und sind schon weit von Böhmen weg. — Doch was die Commendantenstelle betrift, so wird der Ausgang lehren, ob ich gute Freunde habe.

Leander. O da kommst Du mit mir nicht aus. Ich habe Freunde und Gönner von allen Sorten.

Schelme

Schelme und ehrliche Leute, alles interessirt sich für mich. Ich lasse unter der Hand den Ritter Elster daran arbeiten, und den listigen Lisimon, und Damon den Naseweiß, der sich in alles mischt, und dem Staate so nützlich ist. Ich habe auch einen gewissen Exjesuiten auf meiner Seite, der viel helfen und schaden kann, und sonderlich bey den Damen sehr gut angeschrieben steht. Ich soll heute durch seine Vermittelung ein Empfehlungsschreiben von einer gewissen Dame bekommen, die den Minister kennt, und alles über ihn vermag. Sie ist eine Muhme von Clorinden, aber den Namen sag ich Dir nicht, denn man muß in allen Sachen an sich zu halten wissen. Diesen Morgen will er mich mit zu ihr nehmen, und da soll ich den Brief bekommen.

Valer. (für sich) Eine Muhme von Clorinden? Das ist Constantia! O die ist meine Freundinn, und wird alles für mich thun. Gut, daß er mich darauf gebracht hat. Ich will ihm zuvor kommen.

Leander. Du denkst nach? Ja, ja, die Sache ist so gut als richtig. Und gesetzt auch, der Hof machte Dich durch ein unerhörtes Glück zum Commendanten von Quinkersheim, so wird mir doch wenigstens Clarisse zu Theil, denn ihre Tante schätzt mich hoch.

Valer. Sie läßt ihnen Gerechtigkeit wiederfahren. Ihre —

Leander. Laß mich reden, ich rede am besten.

Valer. Ja, am meisten.

Leander. Du bist ein neidischer Mensch! Weil du nicht, wie ich, die Gabe zu sprechen hast, so ärgert Dich das, und Du bist eifersüchtig. Unterdessen, nach meinem Temperament genommen, rede ich noch viel zu wenig. Zum Henker, wenn ich mein Talent recht in Athem setzen wollte,

 so

so müßte ich besser reden, als unser Feldprediger, obgleich der Mann eine wundernswürdige Suada hat. Er ist in der That ein geborner Redner. Die Worte ordnen sich auf seiner Zunge, er weiß selbst nicht wie. Ueber den Fluß seiner Sprache geht nichts. Es ist ein Strohm, der durchbricht, und alle Ohren überschwemmt. Ich habe viele reden hören, aber ich weiß keinen, der länger und geschwinder geredet hätte, als er.

Valer. Sie würden ihn gewiß übertreffen, das bin ich überzeugt.

Leander. Lache nur, spotte nur! Wisse, daß dem alles gelingt, der zu sprechen weiß, daß in Liebes- und Staats-Angelegenheiten die Zunge statt aller Waffen ist, und daß Leute, die auf jeder Sylbe kleben bleiben, und den Zuhörer immer in Todesängsten über das lassen, was sie sagen wollen, überall unerträglich sind.

Valer. Ich meines Theils glaube, daß in Liebes- und Staats-Angelegenheiten, zu rechter Zeit thätig seyn, mehr hilft, als alles Geschwätz. Zu vieles Plaudern schadet oft.

Leander. Und doch plauderst Du eben mehr als jemals. Ich, ich schwatzte schon, ehe ich laufen konnte, und in meinem dritten Jahre drückte ich mich so gut aus, daß mich eines Tags meine seelige Großmutter, ich erinnre michs noch recht genau, aus allzu großer Freude auf ihre Arme nahm, und —

Valer. Was will der Bediente?

Scene V.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter.

Der Pater Feiner schickt mich her, er erwartet Sie.

Leander. Ich komme — Auf ihre Arme nahm, und zu mir sagte: Liebes Fritzchen —

Bedienter. Er wankt und weicht nicht. (zu Leandern) Tummeln Sie sich, mein Herr, er geht sonst aus.

Scene VI.

Leander Valer.

Leander.

Liebes Fritzchen, sagte die gute Frau — Ach! ich weiß noch haarklein, was sie sagte: Es ist doch wahr, was man in der Kindheit merkt, bleibt im Alter hangen. Unser Gehirn ist dann, wie weiches Wachs, wo jeder Eindruck haftet. Ich wollte Dir das recht deutlich machen, wenn Du die Physik verstündest wie ich. Denn für einen Soldaten besitze ich recht viel Gelehrsamkeit, und weiß von allem was. Ich kann Dir alles erklären; die vis centrifuge, die Wirbel, die Cometen, die Monaden, die Sonnenstäubchen, die Quadratur des Cirkels, und die Meereslänge und so weiter. Denn Physik, Mathematik, Astronomie, und was dahin einschlägt, sind mein Zeitvertreib. Aber die Historie macht mir doch auch manchen Spaß. Ich führe gar zu gern bey Gelegenheit was daraus an. Denn ich habe eine starke Memorie, und nichts von allem vergessen, was ich in den Büchern gelesen habe. Ich erinnere mich noch ganz genau der Schlacht bey Arbela, wo Cäsar gefangen wurde, und der pharsalischen Bataille, wo Alexander blieb, und wie Darius der Große, Theben zu Staub und Asche verkehrte. — Doch halt! in der Hitze glaube ich, verwechsele ich die Namen!

Valer. Ich bewundere Ihre Stärke.

Leander. Ach Du kommst mir auch immer in die Queer!

Scene VII.

Vorige. Hannchen.

Hannchen.

Verzeihen Sie mir, meine Herren, daß ich Sie unterbreche. Wir bekommen eben zahlreiche Gesellschaft. Clarissens Tante, mit ihrer Freundin Agathe, Hortensien und ihre Schwester, Lauretten und Meliten. (zu Leander) Herr Hauptmann, Sie werden sie unterhalten, es sind ihrer ja nur sechs! Sie müssen, bis Clarisse wiederkommt, unsre Hausehre retten.

Leander. Von Herzen gern! Ich ergreife die Gelegenheiten mit beyden Händen. Ich fliege der Tante entgegen, ich will sie umarmen, ich will sie hereinführen. Vetter, vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe. Lebe wohl. (ab.)

Scene VIII.

Valer. Hannchen.

Valer.

Was bedeutet das?

Hannchen. Gehn Sie nur, lassen Sie ihn sagen, was er will; wir wollen schon der Gewalt die Waage halten. Ich habe Sie in meinem Schutz genommen, und das ist genug.

Valer. Und Clarisse? —

Hannchen. Ist auf unsrer Seite, ohne Widerrede. Wenn nur die Commendantenstelle —

Valer.

Valer. Sey ruhig, meine Sachen stehn gut. Unser Schwätzer hat mich eben zur rechter Zeit an eine Person erinnert, die, wenn sie will, für mich alles ausrichten kann. Ich eile zu ihr, und laß es ihn indessen mit sechs Weibern im Plaudern aufnehmen.

Hannchen. Kommen Sie, ich höre sie schon. Das ganze Chor schwatzt auf einmal. (gehen ab.)

Scene IX.

Leander. Cephise. Agathe. Hortensia. Leonore. Laurette. Melite.

Laurette und Melite, die zu gleicher Zeit und zuerst hereintreten.

Weil Sie so befohlen, Mesdames, so wollen wir nicht weiter streiten!

Hortensia und Leonore. (zu Cephisen) Keine Umstände Madam, wir wohnen im Hause.

Leander. (der sich unter sie setzt) Meine Damen, ich bin erfreut, mich in so guter Gesellschaft zu finden. Fangen Sie nur an zu reden, ich bin ganz Ohr!

Leonore. (zu Lauretten) Sie sind heute ganz allerliebst aufgesetzt. (geht zu Hortensia.) Ihr Putz ist so lächerlich als ihre Figur.

Laurette. Sehr nachläßig wie Sie sehen!

Agathe. O das lieb' ich auch.

Cephise. Es kleidet Sie ungemein.

Leander. Es giebt Ihnen ein so schalkhaftes Ansehen.

Hortensia. Eben begegnete mir Lucilie. Ich muß gestehn, ich kannte sie nicht.

Agathe.

Agathe. Sie läßt sich in ihrem Herbst noch ein-fallen, die Kokette zu spielen.

Melite. Die Närrinn, sie machts wie meine alte Cousine, die gieng auf dem letzten Balle, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren.

Cephise. Ach, da Sie vom Ball sprechen, muß ich Ihnen doch eine Anecdote erzählen.

Leander. Geschwind, Madam, erzehlen Sie, ich bin so neugierig, so neugierig!

Cephise. Ja, ich will sie Ihnen erzählen!

Laurette. Ich weiß auch eine!

Leander. Und ich zwey!

Cephise. Aber Sie müssen mir auch zuhören!

Leonore. Wer wollte das nicht! Sie erzählen so gut! (bey Seite.) ich fange schon an zu gähnen.

Leander. Ich bin mausestill!

Agathe und Laurette. St! St!

Leander. St!

Cephise. Vorige Woche begab sich eine gewisse Dame, aus gewissen Absichten, Sie verstehn mich schon, auf den Ball! —

Leander. Auf den Masquen-Ball?

Cephise. Freylich! einem jungen Herrn von der Nobelgarde zu gefallen!

Leander. Ja, ja!

Cephise. Diese Dame, ich will sie nicht nennen, und das aus Ursachen —

Laurette. Ich errathe sie!

Leander. Es ist die junge Baroneß.

Aga-

Agathe. (für sich) Er wird Cephisen ungeduldig machen!

Leander. Nicht wahr, die junge Baroneß?

Cephise. Warten Sie doch ein Bischen! Die, von welcher die Rede ist, soll nah an die sechzig seyn!

Leander. O, nun hab' ich's heraus!

Melite. Und ich auch!

Leander. Es ist Chloe!

Cephise. Mit nichten!

Melite. Ich weiß es besser, es ist Chlorinde!

Leander. Nein, Lucilie!

Cephise. Nicht so hitzig! sag' ich!

Leander. Ich will Sie gar nicht unterbrechen, aber —

Cephise. Und unterbrechen mich schon wieder.

Leander. Mit Ihrer Erlaubniß —

Cephise. Ich sage kein Wort mehr, denn man hört mir doch nicht zu, und fällt mir immer in die Rede.

Leander. Ich, Madame? Das ist gar nicht meine Art.

Cephise. Schon gut!

Laurette. Wir wollen uns vergleichen, wir wollen nach der Reihe reden.

Leander. Gut gesagt, das Gespräch muß allgemein seyn.

Melite. Und doch richten Sie es allezeit so ein, daß Sie sich immer Meister davon machen.

Leander. Ich habe aber ja nicht einen einzigen Discours angefangen.

Leono-

Leonore. (sachte zu Leandern.) Fahren Sie nur fort, und lassen Sie sie sagen, was sie wollen.

Laurette. Meine Damen, werden Sie diesen Abend ins neue Stück gehen?

Leander. Wie heißt es denn?

Agathe. Soll denn was dran seyn?

Leonore. Es heißt: Der Schwätzer, Herr Hauptmann.

Leander. O das muß ich sehen, und sollt ich die Oper versäumen.

Cephise. Ich meines Theils kann die Lustspiele nicht ausstehen.

Laurette. Ich finde auch nur an den Trauerspielen Geschmack.

Leander. Zum Henker, ich will den Ritter Elster, und unsern Feldprediger mitnehmen, damit sie ihr Ebenbild sehn; denn sonst besuche ich De[illegible] Comödien eben nicht häufig.

Leonore. Aber, wie kommt das, daß Sie bey so vielem Verstande —

Leander. Es ist wahr, ich könnte mich wohl für einen Kenner ausgeben, denn ich weiß die Menge Stücke auswendig. Ich habe sogar die Alzire gespielt.

Das Blut, das allbereits aus so viel Hälsen sprudelt,
Hat deine wilde Faust, o Gusmann, schon besudelt!

Melite. Um Gotteswillen, schweigen Sie still, wir schenken Ihnen das übrige.

Leander. Ich werde den Tag in meinem Leben nicht vergessen; ich brachte etwas lange an meiner Toilette zu, das Parterre wurde ungeduldig, und gab sich auch nicht eher zufrieden, als bis einer von unsrer Gesellschaft herauskam, und sagte, daß Alzire noch nicht rasirt sey!

Aga-

Agathe. Ich bin erstaunlich für die Marionetten!

Leander. Ja, ich lache allezeit was rechts darüber, und ohne zu wissen warum? Madam, haben Sie nicht das Wunderthier gesehen, das so was von der Katze und dem Ochsen an sich hat, und fast wie ein Cameel aussieht? Und der neuangekommene Riese, ist er nicht was allerliebstes? Was sagen Sie zu dem neuen Ballet? O, es lebe Wien, das ist eine große Stadt!

Melite. Man darf nur ein Wort sagen, so antwortet er gleich hundert darauf!

Cephise. Immer unterbricht er einen!

Laurette. Er führt allein das Wort.

Leonore. (sachte zu Leander.) Lassen Sie sich nicht irre machen.

Leander. Ich rede kein Wort mehr.

Cephise. Nun, meine Damen, haben Sie nichts von Sophien gehört?

Laurette und Melite. Sie ist —

Leander. Sie hat mit Philint Hochzeit gehabt.

Cephise. Er hält gut Wort.

Melite. Wie kann sie Hochzeit gehabt haben, sie ist ja kaum Wittwe.

Leander. Nicht doch!

Melite. Ich muß es aber wissen, sie ist meine Freundinn!

Laurette. Und meine Nachbarinn!

Leander. Ich muß es besser wissen, denn sie ist meine Cousine.

Melite. So hören Sie mich doch an, sie ist verreiset.

Leander. Wollen Sie wieder streiten?

Laurette. (zu Cephisen.) Ja, verreißt? Und wissen Sie, warum?

Leander. Mit Ihrer Erlaubniß. —

Cephise. Aber lassen Sie sie doch ausreden.

Laurette. Um sich wieder zu verheyrathen.

Leonore. (sachte zu Leander.) Wehren Sie sich!

Leander. Nur ein Wort! —

Melite. Sie heyrathet außer Land, denn sie bleibt in Sachsen.

Leander. Ich bin ihr Vetter, sage ich Ihnen —

Laurette. Mit der letzten Post —

Leander. Im dritten Grad —

Melite. Sie geht nach Dresden, bis zu Ausgang des Jänners —

Leander. Ich mache kein Geheimniß daraus —

Laurette. Kriegte ich einen Brief von ihr —

Melite. Wir werden uns bald wiedersehn, denn ich hoffe sie —

Leander. Ob sie gleich eine Bürgerliche ist —

Cephise. Aber, Herr Hauptmann —

Leonore. (zu Leander.) Frisch, Sie haben Recht!

Melite. Weil ich meine Güter dort habe —

Leander. Meine Mutter —

Laurette. Sie heyrathet einen Amtmann bey Dresden.

Melite. Noch diesen Sommer wiederzusehn —

Leander. War auch eine Bürgerliche —

Laurette. Es soll eine reiche Parthie seyn.

Melite. Voriges Jahr war ich da, ich reisete mit meinem Bruder —

Cephise. Meine Damen!

Leander. Ich wills Ihnen beweisen —

Cephise. Aber Herr Hauptmann —

Leonore. (sachte zu Leandern) Frisch, Sie haben Recht!

(Leander. Laurette. Melite. Cephise und Agathe reden zugleich.)

Leander. Ich finde es sonderbar, daß Sie mir widerstreiten, was ich darthun kann. Sie werden mich doch meinen Stammbaum nicht kennen lehren wollen? Ich müßte, dächt' ich, es besser, als jemand anders wissen. Mein Vater hat mirs hundert und aber hundertmal gesagt.

Laurette. Wir kennen uns von der Wiege an, sie hat immer viel Zutrauen zu mir gehabt, sie hat mir versprochen, recht oft zu schreiben, und ich werde ihr eben so antwortrn.

Melite. Es ist ein schönes Land, Sachsen, und unser Gut liegt in einer der schönsten Gegend, zur Linken fließt die Elbe, und vor sich hat man die Gebürge und Wiesen, es ist als wenn ich es noch vor mir sähe!

Cephise. Das ist ja unerhört! wer will mit Ihnen auskommen, wenn Sie so den Leuten das Maul stopfen? Das ist im höchsten Grad beleidigend.

Agathe. Ich, Herr Hauptmann, kann nicht länger zu Ihrem Betragen stillschweigen, und ich sage Ihnen, Sie werfen alles über den Haufen, was ich für Sie gethan habe.

Melite. In vierzehn Tagen reise ich wieder hin, wenn Sie was zu bestellen haben.

Laurette. Ich glaube, der Bräutigam heißt —

Leander. Sagen Sie, was Sie wollen, meine Damen, Sophie ist doch meine Verwandtin. Sophie ist des Amtmanns

manns Firlefanz Tochter, der ein Enkel des Orgons war, welcher Orgon ein leiblicher Neffe war vom Herrn Argant, dem berühmten Fiscal und Bruder des Generals Argant, welcher General Argant heimlich verheyrathet war mit Wilhelmine Walcher, welche Wilhelmine Walcher, mit Ihrer Erlaubniß war eine Tochter zweyter Ehe von Maria Krautheim, welche Maria Krautheim — (er hustet.)

Melite. O ich stehs nicht länger aus. (ab.)

Scene X.

Vorige ohne Melite.

Leander.

Von mütterlicher Seite, wo ich mich recht besinne, war eine Schwester der Melusine. — (spuckt aus.)

Laurette. Unerträglich! (im Zorn ab.)

Scene XI.

Vorige ohne Laurette.

Leander.

Welche Melusine war eine Schwester des berühmten Advocat Martin, beygenahmt der Schreyhals, der in einem hitzigen Termin starb, welcher Martin Schreyhals war mein Urgrosvater — (hustet und spuckt von neuem.)

Hortensia. (für sich.) So ists eine Familien-Krankheit. Ich rette mich. (ab.)

Scene XII.

Vorige ohne Hortensia.

Leander.

Sein Portrait hängt in meinem Cabinet, und ich sehe ihm sehr ähnlich. Hieraus erhellet zur Gnüge, wie ich glaube, daß

daß besagte Sophie — halt! Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß besagter Martin Schreyhals ein Sohn von einer Agnesin war, die Agnesin aber stammen bekanntlich vom Grafen von Quer, einem gebornen Niederländer und Herrn von Quimberkher, besagter Graf von Quer, haben Sie die Gnade zu bemerken — (nießt.)

Agathe. (für sich.) Daß der Herr ein Narr ist! Ich räume das Feld. (im Zorn ab.)

Scene XIII.

Vorige ohne Agathe.

Leander.

War ein großer Kriegsheld und General-Feldzeugmeister, nachher aber gab er sich mit dem Handel ab, und wurde ein Kaufmann. Aber wieder auf unsern Discurs zu kommen, und mich kurz zu fassen, mehr bemeldter Martin Schreyhals war Mutter-Bruder des Degenfelds, des gewesenen Majors und Commendanten von Quimbergsheim, dessen Stelle ich bekommen soll. Dieser Degenfeld, Martin Schreyhalsens Neffe — (schneutzt sich.)

Cephise. Ich vergehe, ich ersticke, ich kann nicht mehr. (ab.)

Leonore. Und ich möchte vor Lachen bersten! (ab.)

Scene XIV.

Leander (allein, ohne es zu wissen.)

Erbte seine Güter, denn Martin Schreyhals hinterließ bey seinem Ableben, nur einen einzigen natürlichen Sohn, der seitdem in Spanien Todes verblichen ist, und hatte

mit seiner ersten Frau nur eine einzige Tochter gezeugt, die ein Jahr vor ihm starb, und begraben wurde, die sehr viel versprach, und auf die er große Stücke hielt.

Scene XV.

Leander. Hannchen. (die sich hinter ihn schleicht.)

Leander. (ohne Hannchen gewahr zu werden.)

Was den Degenfeld betrift, der hat zu Wasser und zu Lande gedient, und wenigstens drey Viertel von sich im Kriege gelassen; denn er verlor ein Bein bey Roßbach, das ist gewiß, das rechte Auge bey Lissa, und den linken Arm vor Schweidnitz. Er war kein Weintrinker, und machte sich nichts aus dem Frauenzimmer. Verzeihen Sie mir, meine Damen, es thut mir leid, daß ichs Ihnen sagen muß, aber ärgern Sie sich nicht, ich denke nicht so —

Hannchen. (hinterm Stuhl.) Sie sind gar zu höflich.

Leander. Ach Hannchen! — Aber, zum Teufel, ich bin ja allein! — O, das hätte ich mir einbilden sollen. Verwünscht sey doch das Weibsvolk. Alle ihre Gespräche werden ewig, sie wollen nichts als reden, reden, und niemals wollen sie zuhören! Der Himmel ist mein Zeuge, wie verhaßt mir die Schwätzerinnen sind. Es ist doch nichts seltener und unentbehrlicher an einem Frauenzimmer, als die Kunst zu schweigen.

Hannchen. O mein Herr! was für Heldenthaten haben Sie gethan? Wie? Sechs Weiber auf einmal im Schwatzen zu attaquiren, zu besiegen, in die Flucht zu schlagen, die sechs schwatzhaftesten Weiber in der Stadt? O wer kann Ihnen noch, nach einem solchen Triumph, den Ehrentitel, Laborante, versagen?

Lean-

Leander. Lauter Verläumdung! Ich habe kaum die Zeit gehabt, das Maul aufzuthun. Doch ich gehe —

Hannchen. Nein, bleiben Sie, hier ist ein Billet, das ich Ihnen zustellen soll.

Leander. Ah ha! Vom Pater Feiner! Laß hören, was er schreibt! (liest.) „Da man Sie nicht zu sprechen „kriegen kann, Herr Hauptmann, so ergreife ich das „Mittel, Ihnen zu schreiben. Es ist Ihnen in der be„wußten Sache fehl geschlagen, weil Sie zu viel geschwatzt „und zu wenig gethan haben, und nicht zu mir kamen, „als ich es Ihnen durch den Bedienten sagen ließ. Valer „hat nun die Commendantenstelle durch die Vermittelung „der Person erhalten, zu der ich Sie diesen Morgen führen „wollte.

Pater Feiner.“

Hannchen. Der Brief hat meinen ganzen Beyfall!

Leander. Es ist eine himmelschreyende Ungerechtigkeit! — Doch wenigstens habe ich das Vergnügen, in allen Gesellschaften darüber klagen zu können. Immerhin! Clarisse ist mehr werth, als hundert Commendantenstellen.

Scene XVI.

Vorige. Cephise. Clarisse. Valer.

Cephise. (zu Valer.)

Ich will Ihnen meine Entschließung in seiner Gegenwart wiederholen.

Leander. (zu Cephisen.) Madame, ich baue jetzt allein auf Ihren gütigen Vorspruch!

Hannchen. (sachte zu Cephisen.) Valer ist Commendant von Quimberksheim geworden.

Cephise. Ich habe es schon gehört, und er wird meine Nichte heyrathen.

Leander. Wie? Halten Sie so die Versprechungen die Sie mir gethan?

Cephise. Ich hatte damals nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ich wußte noch nicht, daß Sie ein Urenkel von dem berühmten Martin Schreyhals wären.

Valer. Sie kommen doch auf meine Hochzeit, Vetter?

Clarisse. Freund, Geliebte, Beförderung, um alles bringt Sie Ihre Zunge.

Hannchen. Herr Commendant, ich bin Ihre unterthänige Magd!

Leander. Ich kann auf alle Eure boshaften Reden nichts antworten. Aber ich weiß, was ich thue, dem ersten, dem besten, den ich finde, will ich alles erzählen.

(eilends ab.)

III.

Auszüge.

Etwas von den Parsen, und ihren Gewohnheiten.

(Aus dem Zend-Avesta.)

I) Sogleich nach der Geburt des Kindes läßt die Mutter bey einem Mobed Perahom suchen, worin sie ein wenig Katun tunkt, und ihn in des Kindes Munde ausdrückt, und ihm alsdann die Milch giebt.

Nach

Nach diesem muß das Kind dreymal mit Ochsenurin gewaschen werden, und einmal mit Wasser, weil es unrein ist. *) Wer das Kind vor dieser Ceremonie berührte, würde sich reinigen müssen. Wird das Kind nicht gewaschen, so müssen die Eltern die Schuld tragen, nicht aber das Kind. Der Mobed oder ein anderer Astronom faßt hierauf das Geburtsthema ab, um des Kindes zukünftiges Schicksal zu sehen, und giebt ihm den Namen; gewöhnlich wird der Name eines Ized oder berühmten Persers ausgesucht. In Indien führen die Parsen auch indianische Namen. Ist das Kind drey Jahr alt, so muß sein Vater für dasselbe an den Mithra opfern, an dem Tage und in dem Monat, wo der Name dieses Ized vorkommt.

) Bis ins siebente Jahr wird das Kind zu nichts angehalten. All' sein Böses, was es thun kann, kommt auf die Eltern, die es bis ins fünfte Jahr nicht lehren dürfen, *) was gut oder böse sey, sondern es nur für körperlicher Unreinigkeit sichern, und nach Begehung eines Fehlers, ihm blos sagen müssen, „thue das nicht noch einmal." Hat ein siebenjähriges Kind einen Todten oder sonst was Unreines berührt, so giebt man ihm Ghosel oder Sischoe', oder auch wohl Baroschnom, wenn es gut unterrichtet ist, obgleich der Regel

*) Die Braminen glauben, (Abr. Roger Mœurs des Bramines p. 42.) daß ihre Kinder zehn ganze Tage von der Geburt an unrein sind.

**) Nach Sadder Bun-Dehesch (altes Ravaet fol. 148) darf man bis ins vierte Jahr die Kinder weder schlagen noch erschrecken, nur kann man, wenn sie nicht furchtsamen Characters sind, sie mit einer kleinen Ruthe bedrohen. Vor vollen acht Jahren sind die Sünden des Kindes keine Sünden: und bis ins funfzehnte Jahr mögen die Fehler an sich noch so böse und strafbar seyn, sie bringen wenig Schuld über den unerwachsenen Menschen.

***) Herodot (l. I p. 64. Ed H Steph.) lehrt uns, daß bey den Persern die Kinder vor dem fünften Jahre nicht vor ihren Vätern erscheinen durften. Valer. Max. L. II, c. 6) setzt diese Zeit auf sieben Jahre.

nach kein Baroschnom vor dem zehnten Jahr ertheilt werden darf. Bis ins achte Jahr darf kein Kind schlagen, es sey denn, daß sie von herzhafter Gemüthsart sind, und sich gar nicht vor der Strafe fürchten.

II) Ein siebenjähriges Kind in Indien fängt an den Kosti zu tragen, *) welches Geschlechts es auch sey, und empfängt vorher ein Baroschnom, wenn es unterrichtet ist, oder blos das Schischoe. Zu Kirman wird der Kosti erst im zehnten Jahr angelegt. Kinder von acht Jahren müssen nun Neaeschs hersagen. Vom siebenten bis zehnten Jahre kommt die Hälfte der Sünden auf der Eltern Rechnung, und das Uebrige ist Schuld der Kinder; und nach den Ravaets wird das Kind eigentlich im zehnten Jahr ein Glied des Parsengeschlechts. Aber nach dem Vendidad, Sadder und selbst den Ravaets scheinen funfzehn **) Jahre (14. Jahr drey Monat, wozu die neun Monate im Mutterleibe gerechnet werden) die wirkliche Zeit zu seyn, da jeder Parser gehalten ist, bey Strafe der Versündigung den Kosti anzulegen, und Unterricht im Gesetze zu suchen. Von nun an muß ein Destur zum Lebensregierer erwählt werden. Das Kind ist den Eltern unumschränkten Gehorsam schuldig. Antwortet es seinem Vater oder seiner Mutter dreymal, ohne zu gehorchen, ist es Todes werth. Im Buche der Jeschts findet man die Gebetsformel der Parsen an Ormuzd zur Abwendung des Ungehorsams ihrer Kinder gegen die Eltern. Alle Gebete schlies-

*) Der Braminen Kinder fangen im fünften und zum höchsten im zehnten Jahre an, die Schnur Dsandhem zu tragen, die aus sieben und zwanzig baumwollenen Fäden zusammengesetzt ist. (Mœurs des Bram. p. 44.) Bey Verheyrathungen oder andern Gelegenheiten werden die Cordons vermehrt (ibid p. 62.)

**) Xenophon setzt den Schluß der Kindheit bey den Persern auf sechszehen bis siebenzehen Jahre. (Xenoph. de Exped. Cyr. L. I. p. 4. ed. 1569)

schließen sich damit. Selbst Zoroaster scheint vorausgesetzt zu haben, daß kein Kind sich weiter vergehn könne. Elternmord findet sich nicht in der Lasterreihe, wofür die Bücher Zend die Strafen bestimmen. *) Der Herbed, der dem Kinde Unterricht giebt, ist nach Vater und Mutter der Hauptgegenstand seiner kindlichen Verehrung, und Sadder Bun-Dehesch setzt ihn noch über jene, weil er die Seele des Kindes bilden muß, die ein viel edlerer Theil ist, als der Körper, für welchen Vater und Mutter sorgen.

III) Diese Eigenschaften machen den Parsen zum Nozudi geschickt, welches er gegen funfzehn Jahr werden muß. Um Nozud zu seyn, muß einer die Ceremonien des Gesetzes und den Izeschne auswendig wissen, den Vendidad lesen, und seine Religion studirt haben. Darauf wird zweymal ein Baraschnomnoschabe genommen. Nach dieser Reinigung wird der Parse in einem neuen Kleide vier Tage lang von drey Desturs zum Arvisjah geführt, wo er Izeschne liest; einer ist ihm Raspi, der andre zeigt ihm die Ceremonien, und der dritte sagt ihm in der Ferne, was er thun und hersagen muß. Jeden Tag macht er ein Ghosel von Nereng und Wasser. Am Ende der vier Tage ist er Nozud, **) und heißt von nun an Herbed. (Ethre' pele', in Zend, d. i. der schon oder öffentlich Oberste ist.) Aber weil nun nicht nur alle Parsen die zu Verrich-

 tung

*) Dies gleicht dem, was Herodot (l. 64.) sagt. Die Parser behaupteten, daß niemal ein Vater- oder Muttermörder unter ihnen erfunden worden; und daß man nach genauer Untersuchung gefunden hätte, daß die, die sich wirklich dieses Verbrechens schuldig gemacht, nur untergeschobne oder unächte Kinder gewesen wären, indem es ganz wider alle Natur wäre, daß ein Vater von seinem eignen Sohn ermordet werden sollte.

**) Nach Destur Darab können zwey Frauen, die Nozud sind, die Dienste eines Raspi und Djuti verrichten.

tung dieser Ceremonien nöthige Leichtigkeit und Geschicklichkeit haben, und nicht alle im Stande sind, einen andern zur Verrichtung dieser Dienste an ihrer Statt zu bezahlen, so müssen sie daher, wenn sie kein Nozudi machen können, zwey Rupies (1 Rthl. 8 Gr.) an einen Mobed auszahlen, der fünf Tage lang zu Kirman, und acht Tage in Indien, an ihrer Statt Izeschne' celebrirt, wodurch sie rein werden. Dies nennen sie Gueti-kherid machen, d. i. die (himmlische) Welt kaufen. Wer das gethan hat, ist auch ein wahrhafter Behdin, Schüler des herrlichsten Gesetzes, Mazdeiesnan, Ormuzd's, Anbeter, obgleich er nicht Nozud ist. Nach den Ravaets werden die Gahs (Geister, die in den fünf letzten Tagen des Jahres herrschen) dieses Menschen Seele dreymal in seinem Leben mit sich fortführen, und ihr im Himmel ihren Sitz in Zukunft zeigen. Wer nicht Gueti-kherid macht, ist ein Abtrünniger.

Dies sind die beyden Einweihungsarten der Parsen. Durch Hom, den die Parsen gleich nach der Geburt trinken, gewissermaßen schon belebt, und im Nereng gewaschen, werden sie doch erst völlig rein im Baraschnomnoschabe', welches sie vor der ersten Anlegung des Kosti nehmen. Nozudi oder Gueti-kherid giebt ihnen nachmals als ächten Behdins das Recht zum Himmel. Diese Einweihung hat auch bey dem Ungläubigen statt, der dadurch auch Behdin werden kann, und zwar auf folgende Art.

IV) Wer Behdin werden will, sagt zuerst das Glaubensbekenntniß her, welches gleich anfangs im Buche der Jeschts steht, mit dreymaliger Wiederholung der Worte: „Ich will Zoroasters Gesetz befolgen." Man führt ihn alsdenn vor dem Mobed, der einige Gebete

für

für ihn thut. Drey Tage speißt man ihn auf Parsische Art, weil alles, was er bisher genossen hat, für unrein geschätzt wird; er lernt die Gebete für die fünf Gahs des Tages, für den Tisch, Nothverrichtungen, und die er vor und nach dem Schlafe, vor und nach der ehelichen Beywohnung und nach einer unwillkührlichen Befleckung beten muß. Darauf bekommt er, in Indien, ein Sischoe', und zu Kirman ein Baraschnomnoschabe'; *) dann legte er Sadere' und Kosti an, und ist Behdin. Darauf muß er Nozudi oder Gueti-kherid machen.

Obgleich den Parsen Nozudi oder wenigstens Gueti-kherid ausdrücklich anbefohlen ist, so sterben doch viele darüber hin.

V) Nachdem der Parse durch diese verschiednen Ceremonien ein Glied am geistlichen Körper geworden ist, so wird er auch durch seinen Stand, worin er lebt, in den bürgerlichen Staat aufgenommen. Es giebt bey ihnen vier Arten von Ständen; Priester, Soldaten, Feldarbeiter (eigentlich — welche Korn und Kräuter ziehen) und Handwerker. Diese vierte Klasse hat alle erlaubte Stände unter sich, die nicht unter den drey ersten stehen. Diese aber sind die ehrenvollesten: selten reden auch die Bücher Zend vom Stande der Handwerker.

Bey den Parsen haben blos königliche Prinzen zum Stande ihres Vaters durch die Geburt ein Recht. Eines Mobed Sohn z. E. kann vor gemachtem Nozudi nicht

*) In Indien sind die Einweihungs-Ceremonien viel simpler. Man läßt den Proselyten Ochsenwasser mit Kuhmist vermischt hinterschlucken, und sich den Mund waschen. Alsdenn wird ihm eine kleine Glutkohle aufs Haupt gelegt mit einem Espandkorn. (S. Kosmogonie.) Die Kohle sengt ihm ein wenig die Haare, und so ist er ein reiner Indianer.

nicht Mobed seyn. Wenn der Sohn eines Herbed oder Mobed selbst schon Herbed ist, und seinem Vater in den mancherley Verrichtungen des Liturgiendienstes folgt, z. B. für die Parsen zu beten, u. s. f. so ist er dadurch Mobed, d. i. Haupt der Parsen *) Magovad oder Großhaupt, wenn er auch den Zend Avesta nicht verstünde. Einige Desturs glauben sogar, daß jeder Parse Mobed werden könne. Einige Jahre vor meiner Ankunft zu Surate hatte Darab eines gemeinen Parsen Sohn dazu eingeweiht. Von ihnen sagt Klitarchus, daß sie glaubten, sie allein würden von der Gottheit erhört: und ihre Gebete sind so kräftig und wirksam, daß ein Arzt, der sie geheilt hat, sich für bezahlt halten muß, wenn sie für ihn beten.

Ein Mobed, der das Gesetz bis auf seine Tiefen studirt, und Zend und Pehlvi versteht, heißt Destur Mobed, d. i. Mobed (Meister) der Sitten, Lehrer, Schriftgelehrter.

Die Parsische Hierarchie hat drey Orden. Das sind die drey Magierklassen bey den Parsen, nach Eubulus, der in verschiednen Büchern Mithra's Geschichte erklärt hatte. Man kann noch den Destur beyfügen, der Mobed ist, aber blos in der Verrichtung eines Lehrers.

Das Haupt dieser Hierarchie ist Desturan Destur, dessen Würde gleichsam die Fülle aller drey geistlichen Orden ist. Wer sie bekleidet, ist dadurch Haupt und Erster aller Desturs einer Stadt, Provinz, Reichs. Er klärt

*) Magus ist eins mit Meh, wie Megh ausgesprochen, und bedeutet groß, vortreflich, wie Mohestan, der allgemeine Name der Schüler Zoroasters.

klärt die Dunkelheiten des Gesetzes auf, und entscheidet bis auf den letzten Punkt alle Gewissensfragen. Die Parsen müssen ihm den Zehnten aller Einkünfte geben.

Mobeds können Befehlshaber der Städte seyn, und selbst Waffen tragen; nie aber dürfen sie thun, was ein Feldarbeiter oder Handwerker thut, wenn gleich die Noth sie öfters dazu treiben sollte. Alle Verrichtungen, die das Feuer unrein machen oder auslöschen können, wie z. E. Schmiedearbeiten, chymische Schmelzungen u. s. sind allen Parsen, und besonders den Mobeds, untersagt, die man daher auch bey ihnen nicht findet.

VI) Nach dem Kosti und Gueti-kherid ist nichts nothwendiger für den Parsen, als die Ehe. Die beyden ersten Ceremonien machen ihn zu Zoroasters Schüler, und durch die Ehe wird er parsischer Bürger, und fähig, zur Vermehrung seines Geschlechts das Seinige beyzutragen. — Die geliebteste und empfohlenste Verbindung ist Kheschi (oder Khetudas d. i. seinen Blutsfreund geben). Das ist die Ehe zwischen leiblichen Geschwisterkindern. Eine Parserin kann zwey Brüder nacheinander ehelichen. *)

In Guzarata, wo die Sitten der Parser indianisch sind, werden die Kinder von zwey oder drey Jahren verlobt. Nachher bleiben sie bey ihren Eltern bis ins sechste Jahr des Alters, wo die Tochter zu ihrem Verlobten gebracht wird. Doch pflegt sich die wirkliche Ehe zu verziehen, bis sie ihre Zeiten bekommt. — In Kirman werden die Mädchen im neunten Jahr verlobt; **) doch vor dem zwölften nicht verheyrathet, und vor

*) Gleiches thun die Tataren. S. Voyage de Carpin en Tartarie, par Bergeron, T. II art 2. p 28. ed 1735.

**) S. hier und zum folgenden Sadder Bun-Dehesch, im alten Ravaet fol. 155. 253. Ravaet Kamdius. Sadder-Bun-Dehesch fol. 254.

vor dem dreyzehnten dem Manne nicht anvertraut, wenigstens wenn sie nicht schon ihre Zeiten hat. Wenn Aeltern hierwider sündigten, so würden sie sich des Tanafur schuldig machen. Im dreyzehnten Jahr mag ein Mädchen die Monate haben oder nicht, so ist es ihr in Indien erlaubt, bey ihrem Mann zu bleiben. — Hat ein Mädchen das Alter, so kann sie sich vor ihrem Vater, oder Bruder, oder wer für sie sorgen muß, stellen, und einen Mann fordern. Hören die Eltern sie nicht, so machen sie sich des größten Vergehens schuldig. Schlägt sie aber die Ehe aus, und bleibt in diesem Vorsatz bis ins achtzehnte Jahr Jungfrau — welcherley gute Werke sie sonst gethan haben mag — sie muß bis zur Auferstehung in der Hölle ausdauern. Namzad und Nekah sind die beyden Ceremonien bey Verheyrathungen. Nam-zad ist unsre Verlobung. In Indien spricht der dienstthabende Mobed zweymal in Gegenwart der Eltern von beyden Seiten: „Das ist Ormuzd's Wille" u. s. Darauf recitirt er das Gebet der Verlobung, und fügt auf Indianisch folgende Worte bey: *) (auf Persisch) „O gerechter Richter, es ist ohne allen Zweifel Ein Zoroaster, das ist gewiß, (ich glaub es) ohne Bedenken. Das reine Gesetz Sopetman Zoroasters (ist) das reine Gesetz der Mazdeiesnans, das vortreflichste, richtige und billigste Gesetz, welches Gott an sein Volk gesandt hat, ist sicherlich und ohne allen Zweifel dasselbe, welches Zoroaster eingeführt hat. „Ueberfluß" u. s. Die Getrauten geben sich nun die Hände, und diese Verbindung ist alles Bruchs unfähig, ob es gleich noch Kinder sind. Darauf fodert der Mobed, was ihm zukommt.

Ist

*) Lakhsmi, Gemahlin Vischnus, eines der Götter Indiens. S. Moeurs des Bramines p. 205.

Ist die Zeit zur würklichen Ehe erfüllt, so trinken sie beyde Versprochne, in Indien etwas Nereng gomezdin, und machen darauf ein Ghosel von Nereng und Wasser *), und ziehen neue Kleider an. Die Braut muß zu ihrer weiblichen Reinigung ein Si-schoe machen. Ist der Verlobte reich, so bittet er einige Tage vor der Hochzeit seine Blutsverwandten und Freunde, ihm ihre Kinder zuzuschicken, denen er öfters den ganzen Aufzug schenkt, worin sie auf ihrer Hochzeit erscheinen sollen. Alsdann ist bey ihm und der Braut Vater ein oder zwey Tage großes Gastmahl. Bey der Vermählung Rustums (Agent der Engländer zu Surate) wurden 1500 Parsen mit verzuckertem Backwerk aller Art bewirthet **). Auf den bestimmten Tag geht der Verlobte am Ende des Gah Ozíren ***) (Abends um fünf Uhr) zu seiner Braut, wo der Mobed zum erstenmal den Hochzeitsegen, Nekah, ausspricht. Dann fährt er sie mit sich zu Hause, und giebt ihr einige Erfrischungen; die Blutsverwandten und Freunde führen sie wieder in ihres Vaters Haus.

In Indien ist nichts prächtiger, wie dieser Pomp. Die Begleitung bestehet oft aus mehr, als 2000 ****) Personen; die Kinder der Freunde und nächsten Verwand-

*) Zu Kirman ein Baraschnomnoschabe'.

**) Weil die Parsen zu ihrem Vermählungsfest doch Indianer einladen müssen, so hüten sie sich schon seit mehr als hundert Jahren, daß an diesen Festen nichts, was Leben gehabt hat, gespeißt wird. Gebackenes dienet zur Bewirthung, wornach die Indianer sehr lüstern sind.

***) Zu Kirman begiebt sich der Verlobte am letzten Tage des Festes mit seinem Vater in der Braut Haus, wo der Mobed nach Mitternacht Nekah betet, in Gegenwart des Vaters, des Verlobten und der Braut (hinter einem Vorhange) und Früchte nach ihnen wirft. Darauf ziehen sie feyerlich durch die Stadt in des Verlobten Haus.

****) Bey den Vermählungsfesten der Indianer und Muhamedaner gehts fast eben so zu. S. Thevenot, voyage de l'Inde p. 64, 247. in 4to.

wandten des Bräutigams sind eine Hauptzierde dabey, sie tragen Kleider in Gold und Silber gestickt, und mit vielen Bedienten umgeben reiten sie die stolzesten köstlich bekleideten Pferde. Darauf erscheinen die Meublen der Braut, ihre Kleiderpracht, selbst das Bette, alles wird triumphirend getragen. Der Bräutigam reitet in glänzender Pracht einher, in Begleitung seiner Freunde und Blutsverwandten. Die Braut hat ihre Freundinnen hinter sich in verdeckten Wagen. Von Zeit zu Zeit hört man schießen, Schwärmer und Petarden werfen, und das Schauspiel wird durch den Glanz einer zahllosen Menge entzündeter Fackeln, und durch den bald schwachen, bald mächtig starken Schall vieler musikalischen Instrumente erst recht vollkommen. Nach ihrer Ankunft spricht der Mobed um Mitternacht das zweyte Nekah aus. Darnach begiebt sich ein jeder nach Hause, und die Braut kehrt mit einiger Begleitung zu ihrem Verlobten zurück. So endigt sich das Fest, welches um vier oder fünf Uhr Abends begann, gewöhnlich des Morgens um 3 oder 4 Uhr. In den folgenden Tagen muß man seinen Freunden und angesehenen Bekannten verschiedene zugerichtete Speisen schicken.

Die Morgenländer verschwenden alle Kosten, um die Hochzeiten ihrer Kinder über alles glänzend zu machen. Sie verschwenden dabey oft einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens, und je größere Summen am Hochzeittage zernichtet worden sind, um so mehr Ruhm hat eine Frau gegen die andern davon.

Der Ehesegen (Nekah) wird auf folgende Weise gesprochen.*) Zur Rechten und Linken des Mobed stehen zwey

*) Zu Kirman geht Haschbann (S. Jetschs Sades 6.) vorher. Der Verlobte legt seine Hand in die Hand des Vaters der Braut, und beyde beten den Vater der Lebendigen (S. Jetschs Sades, 17.) und alsdenn fragt der Mobed, ob sie beyde zur Heyrath Lust hätten.

zwey Teller (Platen) mit Früchten angefüllt *), die die Verlobten hingestellt haben. Darauf geben sich die Verlobten die Hände, alsdenn wirft der Mobed sogleich Früchte oder Getreyde auf sie, und spricht folgenden Hochzeitsegen; „Im Nahmen Gottes, des Freygebigen, Wohlthätigen, Barmherzigen u. s. f." Nachdem der Mobed den Nekah in Pehlvi ausgesprochen, recitirt er ihn in Samskreta, und schließt die Ceremonie mit wiederholten Verlobungsgebet. Bey allen fünf erlaubten Arten von Ehen wird dieselbe Form des Ehesegens gebraucht.

VII) Die erste heißt Schah-zan d. i. mit der Frau, der Königin. Das ist diejenige, welche vorhin noch keinen Mann erkannt hat, und von den Ihrigen zum erstenmal verehlicht wird. Mit Joggzan ist die zweyte. Der erste Knabe aus dieser Ehe wird dem Vater oder Bruder der Frau angerechnet, wenn da keiner ist. Wann dieses Kind funfzehen Jahre **) alt ist, so schließt sie mit demselben Manne, den sie schon als Joggzan hat, ein zweytes Ehebündniß in Kraft des Schahzan. Die dritte Ehe wird mit Saterzan vollzogen. Hier giebt man für eine Summe Geldes einem verstorbenen Jünglinge von funfzehn oder mehrern Jahren, der unverheyrathet geblieben war, ein Mädchen zur Frau, die von der Zeit an auch dafür gehalten wird. Denn durch Kinder gelangt man in den Himmel; und ihre guten Werke sind die Verdienste, welche die Eltern über die Brücke Tschinerad lassen: Daher ists ein Unglück, ehelos zu sterben, und

*) In Indien erfüllt man sie mit Korn und Reis.

**) Sater ist der Nahme eines adoptirten Sohns. Er muß hierzu förmlich bestimmen. Es muß der nächste Anverwandte seyn, und wenn er nach dem funfzehnten Jahr kinderlos stirbt, so bekommt er einen Sater; ward er aber nicht funfzehn Jahr alt, so ists der Vater, der einen andern Sater nimmt.

und diesem wollen die Parsen durch eine solche Ehe aufhelfen. Diese Frau aber verbindet sich wirklich mit einem andern Manne in Jogzan, und wenn ihr Kind funfzehnjährig ist, in Schahzan *). Die vierte Ehe mit Tscheguerzan ist eine Wiederheyrath einer Wittwe. Ihr Heyrathsgut vom zweyten Manne ist unbeträchtlich, weil sie immer als ein Eigenthum, (Tschaker) des Ersten betrachtet wird. Mit Khode'schraezan (oder Khodrazan) wird die fünfte Ehe geschlossen. Dies ist ein Mädchen, die den Mann ausschlägt, den der Vater ihr geben will, (nach Vadjerguerd, mit welchem ihr Vater sie versprochen hat) und ohne den Willen ihrer Angehörigen einen andern erwählet. Sie hat alles Recht auf ihre Güter verloren, und wenn sie einen Sohn hat, so heyrathet sie, nachdem dieses Kind funfzehn Jahr alt ist, dieselbe Person zum zweytenmal auf Schahzan. Ein Mann darf nach dem Gesetz nur eine Frau haben; ist diese aber unfruchtbar, so kann sie ihm eine zweyte erlauben, um Kinder zu haben. Dieser Mann wohnet bey dieser zweyten Frau, nachdem der Ehesegen über ihn gesprochen ist, und seine erste Frau muß er bey sich behalten. Ja er dürfte selbst diese zweyte nicht nehmen, wenn jene nicht darein willigte. Der Frau aber schadet die Unvermögenheit des Mannes um so mehr, weil sie bey seinen Lebzeiten an keine andere Heyrath denken darf.

Wenn die Frau den Befehlen ihres Mannes treu gehorchet, so ist es seine Pflicht, gut mit ihr zu leben, und ihr alles Nöthige zu geben. Ist sie aber widerspenstig und sagt viermal zu ihrem Manne: „Ich will nichts

*) Ueber die Ehen S. Vadjerguerd fol. 12. 13. Sadder-Bun-Dehesch im alten Ravaet p. 155. 139 148. 161. Altes Ravaet, fol. 171. 196, Kamdins Ravaet. Henri Lord, l. c, p. 200, 202.

nichts von dir, und bin nicht deine Frau", und beharret einen Tag und eine Nacht bey dieser Gesinnung, so kann er sich von ihr losmachen, und ist weder zum Heyrathsgeschenk verpflichtet, noch zu sonst etwas, das er ihr versprochen hatte: Eine solche Frau ist der Hölle würdig.

Noch in drey andern Fällen darf der Mann sich von seiner Frau scheiden, nemlich, wenn sie offenbar ein schändliches Leben führt; wenn sie sich während ihrer Zeit berühren läßt; und der Magie ergeben ist. Endlich muß die Frau ihren Mann verehren, gleichsam wie Gott: denn der gerechte Richter Ormuzd sagt im Gesetz, ich habe den Frauen das Hersagen der Neaeschs erlassen, damit sie ihre Männer mit Neaeschs verehren.

Des Morgens muß die Frau, nach Anlegung des Kosti, sich vor ihren Mann stellen, und mit überschlagenen Händen stehend, ein Gebet vor ihren Mann bringen mit neunmaliger Wiederholung der Worte: „Was willst du, daß ich thun soll?" Darauf macht sie ihm Sidjdah, indem sie seinen Leib küßt, und die Hand dreymal von der Stirne auf die Erde, und von der Erde auf die Stirn legt, alsdenn geht sie aus, seine Befehle auszurichten. Eine unverheyrathete Tochter leistet ihrem Vater eben das, oder ihrem Bruder, und endlich dem, der ihr Herr ist. Auf der andern Seite ist es dem Manne befohlen, seiner Frau treu zu bleiben, und wenigstens alle neun Tage ihr einmal die eheliche Pflicht zu leisten; und wenn er einen Ehebruch begehet, so kommt seine Seele, aller Strafe für dieses Verbrechen ungeachtet, nicht über die Brücke, wenn der Gemahl der Verführten ihm nicht verziehen hat. So wie man bey der Ehe zur Absicht hat, die Zeiten der Weiber zu verringern und Kinder zu bekom-

men, so glauben daher einige Desturs, daß eine Person, die schon über die Zeit zu gebähren hinaus ist, sich nicht mehr verheyrathen müsse. Sie braucht, um über die Brücke zu kommen, nicht einmal einen adoptirten Sohn, sondern nur das Patet der Lebendigen zu beten.

VIII) Verheyrathete und unverheyrathete Frauenzimmer in Persien haben folgendes zu beobachten; jene vor, in und nach ihrer Niederkunft, und diese, wenn sie ihre Zeiten haben. Hat ein Frauenzimmer seine Zeit, so muß es sich an den Ort Daschtansatan begeben, kein Mensch darf ein Wort zu ihr reden: sie begienge das größte Verbrechen, wenn sie alsdann mit einem Menschen Umgang hätte. Essen wird ihr in der Ferne in einem metallenen Löffel gereicht. So dauert sie die ganze Zeit aus; ist ihre Zeit vorbey, so wäscht sie sich, entweder einen Tag nachher, wenns nicht neun Tage dauerte, oder denselben Tag, wenns neun Tage anhielt, auch macht sie ein Sischoe, wenn sie zum erstenmal in diesen Umständen gewesen ist, nachmals aber ein bloßes Ghosel *), darauf zieht sie das Kleid wieder an, welches sie beym Eingehen Daschtansatan ablegte, und ihr Mann darf erst nach zwey Tagen zu ihr eingehen. Ist eine Frau vier Monat und zehn Tage schwanger, so darf der Mann sie nicht mehr sehen. Dann von dieser Zeit hat das Kind seine Bildung, und die Seele ist mit dem Körper vereinigt, und wenn er daher durch seinen Anblick ihre Leibesfrucht verletzt, begehet er ein Todesverbrechen. Eine Frau, die mit einem todten Kinde **) niedergekommen ist, darf bis an den vierten Tag weder Wasser noch Salz genießen; sie ißt blos trockene Früchte,

*) Zu Kirman machen die Frauen alle Jahr im Monath Espandarmad ein Baraschnom, und in Indien ein Sischoe.

**) Man legt den Embryo in Urin; fällt er ins Weiße, so ist es eine Aftergeburt (Mola); ist er roth, so ist es ein Daschtan. S. altes Ravaet fol. 172. verso.

Früchte, Brod ohne Wasser zubereitet und ungesalzen Fleisch *), das ihr von zwey durch den Kosti verbundenen Personen gereichet wird. Am vierten Tag giebt man ihr Nereng (Urin), womit sie ihren Leib und Kleider wäscht. Zwey Mobeds, die sich wie zu einem Baroschnom vereiniget haben, halten ihr darauf Nereng, mit Asche vermischt, vor: sie trinkt und recitirt die vorgeschriebenen Gebetformeln. So lebt die Frau einundvierzig Tage lang von allen Menschen abgesondert. Nach Ablauf dieser Zeit wäscht sie sich dreymal mit Nereng, wenn ihre Umstände es gestatten, und nimmt darauf ein Baraschnomnoschabe, wobey sie ein eigenes Kleid anlegt: in Gesellschaft begiebt sie sich aber erst, wenn alle Folgen ihres Kindbettes aufgehört haben. Ist eine Frau im Begrif zu gebähren, so legt man sie auf ein Bette von Eisen, weil unrein gewordenes Metall sich waschen läßt, Holz aber nicht wieder gebraucht werden dürfte. Es müssen zehn, oder wenigstens fünf Frauen bey ihr in der Kammer seyn, die das, was in Absicht der Hülfe des Kindes und der Mutter nöthig ist, zubereiten, und die Pflichten der Hebamme erfüllen müssen **). Drey Tage und drey Nächte brennt in diesem Zimmer ein großes Feuer ***), um die Dews zu vertreiben. Auch muß man verhüten, daß kein Sünder sich nahet. Während, daß die Gebährende in der Noth

 ist,

*) Zu Kirman giebt man ihr den ersten Tag ein Gemisch von Nereng und Asche. Wasser darf sie nur in Gefahr des Todes und bey einer gefährlichen Krankheit trinken. Altes Ravaet fol. 171. verso.

**) S. Ravaet du Recueil Pehlvi

***) Die Braminen zünden am zwölften Tage der Geburt des Kindes ein Feuer an, das sie Homam nennen, worin sie Räuchwerk, und andere Dinge werfen. Dies Feuer ist ihnen heilig; während daß es brennt, sagen sie einige Gebete her, und wenn es ausgebrannt hat, geben sie dem Kinde einen Nahmen. Dieses Feuer lassen sie auch noch bey ehelichen Trauungen und andern wichtigen Gelegenheiten brennen. S. Abra Roger Moeuis des Bram. p. 42. 59.

ist, bittet der Mobed für sie, und nach ihrer Ueberwindung giebt man ihr und dem Kinde zuerst den Perahom, darauf wäscht sie sich; fühlt sie keine Schwäche des Wochenbettes mehr, so gebraucht sie ein Sischoé (zu Kirman ein Baraschnom). So lebt sie vierzig Tage ohne Menschenumgang, und ihr Ehemann darf sie erst nach andern vierzig Tagen sehen. In Indien stillen die Mütter selbst. Die Knaben bekommen siebzehn, und die Mädchen funfzehn Monate die Milch. Die Ravaets rathen Säugammen zu gebrauchen; denn wenn der Mann die Frau während der Zeit ihres Stillens besucht, und das Kind stirbt vor dem vierten Jahr, so sind Väter und Mutter seines Todes schuldig. Endlich müssen die Parsen, die glücklich zu leben und Kinder zu haben wünschen, die ihnen Ehre machen, drey Priester bezahlen, die drey Tage und drey Nächte hindurch für sie Izeschnes bringen: dies nennt man Zendeh-ravan, d. i. was die Seele lebendig macht (im Augenblick des Todes).

IV.

Abhandlungen.

Vermischte Aufsätze.

1.

Ueber die Tonkunst.

Das Wesen und die Würde der Tonkunst erhellet nicht deutlicher, als wenn wir auf ihren natürlichen Ursprung zurückgehen. Dieser Ursprung liegt in der

der ganzen Natur des Menschen, sowol der organischen als geistigen. Alle Bewegungen des Herzens, von den sanftesten bis zu den leidenschaftlichsten sind ihr Stoff, ihre Materie; und das menschliche Stimmorgan das Mittel, wodurch sie hörbar werden, das ihnen Gestalt und Form giebt. Sie kömmt aus dem Herzen, und geht in die Herzen über. Die Modifikation und jede Beugung des Stimmorgans hängt von der wesentlichen Natur einer jeden Empfindung und Leidenschaft, von ihrer unnennbarsten, niedrigsten bis zur höchsten Stufe ab. Eine Beschaffenheit, die allen Menschen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen zukömmt, und sie zur Erfindung der Tonkunst natürlich antreibt. In diesem dem Menschen angebornen innern Drange, seinen Gefühlen Luft zu machen, in diesem aufs genauste übereinstimmenden Verhältnisse der Töne zu der individuellen Beschaffenheit einer jeden Gattung der Empfindungen und Leidenschaften liegt der erste Keim der Tonkunst; dieser fing zu blühen an, als der nachdenkende Mensch auf die Verschiedenheit der Töne seines Stimmorgans, auf ihr allmähliges Auf- und Absteigen vom niedrigsten zum höchsten Ton und umgekehrt, auf ihre natürliche Beschaffenheit gedehnt, oder verkürzt und abgestoßen, verstärkt und geschwächt zu werden; auf eine abgemessene in gleichen Zeiten fortrückende Bewegung, ihren Rhythmus und die Verbindung dieser beyden mit den Tönen, aufmerksam wurde. Es brauchte keinen philosophischen Kopf dazu, um diese Erfahrungen zu machen; das angenehme Gefühl der Ordnung, Regelmäßigkeit, des gleichen Fortschritts mit dem unangenehmen Gefühl der Unordnung, Unregelmäßigkeit und ungleichen Fortschritts verbunden, führte ihn selbst auf den Weg; mit einem Worte, ein unmittelbares inneres Gefühl trieb den Menschen an, dem Gesange allmählig auf die Spur zu kommen.

men. Es läßt sich denken, daß schon vor Erfindung der Sprache Gesang erfunden seyn könne; bloßer natürlicher Ausdruck der Empfindungen und Leidenschaften in abgemessener rythmischer Bewegung nicht auf Sylben und Wörter gelegte Töne. Auch hatte man ohne Zweifel schon lange zuvor schöne Gesänge, ehe es irgend einem Manne von spekulativem Genie einfiel, die Tonleiter, woraus die Töne derselben genommen worden, durch Regeln oder Verhältnisse zu bestimmen und fest zu setzen. Die abgemessene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleichweit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beym Auftreten bekömmt, merklich macht, ist unterhaltend, und erregt die Aufmerksamkeit, oder jede andere Bestrebung auf einen Gegenstand, der sonst bald ermüden würde. Dieses empfinden Menschen von geringem Nachdenken, und daher kommt es, daß sie mühsame Bewegungen, die lange fortdauern sollen, wie das Gehen, wenn man dabey zu ziehen oder zu tragen hat, im Tackt, oder in gleichen Schritten thun. Aber noch mehr Aufmerksamkeit giebt diese tacktmäßige Bewegung, wenn sie rythmisch ist, das ist, wenn in den zu jedem Schritt oder Tackt gehörigen kleinen Rückungen verschiedene Abwechselungen in Stärke und Schwäche sind, und aus mehreren Schritten größere Glieder, wodurch das fortdauernde Mannigfaltigkeit erlangt, entstehen. Daher entsteht das Rythmische in Hämmern der Schmiede und in dem Dreschen, das mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelst der Lust, die es an Einförmigkeit mit Abwechselung verbunden, findet, zur Fortsetzung derselben ermuntert wird. Diese tacktmäßige und rythmische Bewegung kann aber unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil diese allezeit den Begriff der Bewegung mit sich führet. Auf diese Art ist

der Ursprung des förmlichen mit Tackt und Rythmus begleiteten Gesangs und auch seine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich; und man wird nach einiger Ueberlegung, welche diese Bemerkungen selbst an die Hand geben, sich nicht mehr wundern, wenn man behauptet, daß auch die rohesten Völker die Musik erfunden, und einige Schritte zur Vervollkommnung derselben gethan haben.

Eben so wenig Schwierigkeiten war auch die Erfindung der Instrumentalmusik ausgesetzt. Der Trieb, unbekannte Dinge zu entdecken, ist der menschlichen Natur sowol als der Hang zur Nachahmung eingepflanzt. Der Drang der Nothwendigkeit, das blinde Ungefähr, die Erfahrung setzt diesen Trieb in Thätigkeit; er giebt dem Verstande den ersten Stoß, die gefundene Bahn zu einer neuen Erfindung weiter zu verfolgen. In der Natur ist nichts, das öfterer vorkömmt, als der Schall, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dem ersten Menschengeschlechte verschiedene Gelegenheiten und Anlässe zur Erfindung musikalischer Instrumente gegeben habe. Besonders hat das Pfeifen der Winde im Laube, der Gesang der Vögel zur Erfindung der Pfeifen beygetragen, welche sie der Natur gemäß aus Rohr, den Schienbeinen der Kraniche und anderer Thiere und hohen Pflanzenstengeln bildeten. Der Schall hohler Körper führte sie ohne Zweifel auf die Erfindung der Instrumente, die geschlagen wurden, z. B. Paucken, Tympane, und der Klang ausgespannter Sehnen und Nerven von Thieren auf die besaiteten Instrumente, wiewol die Zusammensetzung und der Gebrauch aller dieser anfänglich, so wie bey dem Gesange, sehr einfach und kunstlos gewesen ist. Wenn diese Betrachtungen über die Entstehung sowol der Vokal- als Instrumentalmusik ihre Rich-

tigkeit hat, so ist die Frage: welchem Volke des Alterthums diese Erfindung zugeeignet werden müsse? überflüßig. Alle haben sie erfunden; die Kamtschadalen, Irokesen, Patagonen, so gut als Aegyptier, Chaldäer und Griechen; nur in Ansehung der mehrern oder mindern Ausbildung der Kunst sind sie unterschieden.

Aus dieser Bemerkung ist auch die Verschiedenheit in der Angabe der Erfinder der Musik bey den alten Schriftstellern zu beurtheilen, von welchen bald Merkur, bald Apollo, bald Osiris, bald Hermes, bald Hermione und Cadmus, bald Chiron, Anphion, Orpheus, und andere mehr die Musik erfunden haben sollen. Sie können alle darzu beygetragen, mehrere können die Flöte, mehrere die Zitter u. s. w. erfunden haben, ohne daß einer von des andern Erfindung etwas zu wissen brauchte. Diese Betrachtung über den natürlichen Ursprung der Tonkunst macht es begreiflich, worinn eigentlich ihr Wesen bestehe; nemlich in einer Folge von Tönen, die Empfindungen und Leidenschaften ausdrücken, und die Kraft haben, dieselben zu unterhalten und zu verstärken. Der Gemüthszustand der Menschen, in welchem der Gesang seinen ersten Ursprung genommen hat, scheint Heiterkeit und Freude gewesen zu seyn, und Niedergeschlagenheit, Traurigkeit und alle Empfindungen und Leidenschaften, die einen Anstrich von Melancholie haben, erst später durch eine Folge von entsprechenden Tönen, ausgedruckt worden zu seyn. Der Ausbruch einer freudigen Empfindung im Jauchzen und Singen ist leichter, als der einer schwermüthigen, traurigen; und es erfordert Nachdenken, Ueberlegung und Kunst dazu, andern durch eine Folge abwechselnder Töne diese Empfindungen mitzutheilen. Man kann diese Bemerkung noch täglich unter dem Volke machen; ein armer Handwerksmann, den Kummer und Noth drückt,

verrich-

verrichtet seine Arbeit in einem traurigen Stillschweigen, das höchstens zuweilen nur durch einen Seufzer, durch ein Ach unterbrochen wird, indeß ein andrer sorgenloser seine Gemüthsruhe, seine Freude, durch Pfeifen, Trällern und Singen ausströmen läßt. Dieß ist also das Wesen und der Zweck der ursprünglichen Musik, und sie behält beyde, die Kunst mag die Zusammensetzung der Töne so sehr verfeinern und vervollkommnen, als sie es in unsern Zeiten gethan hat. Ein Tonstück, das nicht Empfindungen erweckt, ist kein Werk der ächten Musik; und wenn die Töne noch so künstlich aufeinander folgten, die Harmonie noch so mühsam überlegt, und nach den schwersten Regeln richtig wäre, so ist das Stück, das uns nichts von den erwähnten Empfindungen ins Herz legt, nichts werth. Dies ist der Probierstein, auf welchem ein musikalisches Stück, dessen Werth und Güte man beurtheilen will, abgezogen werden muß, vorausgesetzt daß der Beurtheiler ein Mensch von Gefühl sey, und das Wirken der Empfindungen und Leidenschaften nach ihren Arten und deren Stufen kenne. Die Mittel, die diese Kunst anwendet, um diesen Zweck hervorzubringen, sind erstlich: der Gesang, oder die Folge einzelner Töne, insofern sie nach der besondern Natur der Empfindung langsamer oder geschwinder fortfließen, geschleift oder gestoßen, tief aus der Brust oder blos aus der Kehle kommen, in größern oder kleinern Intervallen voneinander getrennt, stärker oder schwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganzes vorgetragen werden. Eine kurze Folge solcher Töne wird ein melodischer Satz, oder ein musikalischer Gedanke genennt; und aus verschiedenen Sätzen, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, besteht der Gesang. Zweytens, die Tonart, in welcher ein Gedanke vorgetragen wird. Wenn unter den mannigfaltigen Ton-

leitern

leitern, deren jede ihren besondern Charakter hat, diejenige allemal ausgesucht wird, deren Stimmung mit dem Gepräge jeder einzelnen Gedanken übereinkommt, so wird dadurch der wahre Ausdruck der Empfindung noch mehr verstärkt. Drittens, das Metrische und Rythmische in dem Gesange, wodurch Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit unterhalten wird. Viertens die Harmonie, nemlich die, welche dem Gesange zur Unterstützung und Begleitung dient. Schon durch die bloße Harmonie kann Ruh und Unruh, Schrecken und Angst und Frölichkeit erweckt werden; denn es giebt beruhigende Harmonien, andere werden durch recht schneidende Dissonanzen, besonders wenn sie auf den kräftigsten Tacttheilen mit vollem Nachdruck angegeben und eine Zeitlang in der Auflösung aufgehalten werden, höchstbeunruhigend. Wekden alle diese Mittel in jedem besondern Falle zu dem einzigen Zweck auf eine geschickte Weise vereiniget, so bekommt das Tonstück eine Kraft, die bis in das Innerste gefühlvoller Seelen dringet, und jede Empfindung darinn auf das lebhafteste erweckt. Es ist nicht möglich, ein solches Stück anzuhören, ohne ganz von dem Geiste, der darinn liegt, beherrscht zu werden: man wird wider Willen gezwungen, das, was man dabey fühlt, durch Gebehrden und Bewegungen des Körpers auszudrücken. Die Musik hat wirklich eine körperliche Kraft, wodurch die zur Bewegung dienenden Nerven angegriffen werden. Es ist auch glaublich, daß durch sie der Umlauf des Bluts angehalten und befördert werden könne. Bekannt sind die Geschichten von dem Einflusse der Musik auf gewisse Krankheiten; und obgleich vieles darinn fabelhaft seyn mag, so wird doch dem, welcher die Kraft der Musik auf die Bewegungen des Körpers genau beobachtet hat, wahrscheinlich, daß dadurch auch Krankheiten wirklich können gemildert oder

vermehrt werden. Daß Menschen in schweren Anfällen des Wahnwitzes durch Musik etwas besänftiget, gesunde Menschen aber in so heftige Leidenschaft können gesetzt werden, daß sie bis auf einen gewissen Grad der Raserey kommen, kann gar nicht geläugnet werden. Und hieraus ist offenbar, daß die Musik an Kraft alle andere Künste weit übertreffe, und daß aus dieser Ursache diese Kunst mehr, als jede andere in ihrer Anwendung durch Weisheit geleitet werden müsse.

Man theilt die Musik in Ansehung des Orts in dreyerley Gattungen ein, in die Kirchenmusik, dramatische und Kammermusik. Zur Kirchenmusik gehören erstlich die ordentlichen Kirchenstücke oder geistliche Cantaten, die nur in der protestantischen Kirche gebräuchlich sind; zweytens, die Missen, Motetten, Oden, und was dazu mehr gehöret; drittens die Oratorien, oder solche Stücke, die auf dramatische Art abgefasset sind, und folglich eine geistliche Handlung vorstellen. Die Cantaten bestehen aus Chören, Choralen, Recitativen und Arien. Die Missen oder Messen sind eigentlich diejenigen Stücke, welche zu Anfange des Gottesdiensts aufgeführet werden, z. B. das Kyrie eleison, das Credo; und in der römischen Kirche diejenigen Stücke, welche man außer dem Kyrie noch bey der Austheilung des Abendmahls und bey den Messen für die Seelen der Verstorbenen musicirt. Die Theile, woraus sie in der Musik zusammengesetzt werden, sind Chöre, einstimmige, zweystimmige und dreystimmige Sätze. Zu den Motetten wird insgemein ein Spruch aus der heiligen Schrift genommen. Man bedienet sich derselben bey Begräbnissen, Hochzeiten, Geburtstagen, oder auch auf Sonn- und Festtagen. Man macht auch Motetten, wozu man nur allein Verse aus geistlichen Liedern oder Lobgesängen

nimmt.

nimmt Geistliche Oratorien zu machen, war schon in den ältesten Zeiten gewöhnlich. Die heiligen Bücher selbst enthalten dergleichen theatralische Stücke. Das Hohelied Salomons, einige Psalmen, die Bücher Judith, Tobias, Bel zu Babel, Susanna u. d. gl. Die Ehrwürdigkeit der Schaubühne war bey den ersten Christen so groß, daß man kein Bedenken trug, die Wahrheiten der Religion auf selbiger dem Volke öffentlich und in Schauspielen vorzutragen. Man stellte die Geschichte des alten Testaments, die göttlichen Verrichtungen, das Leiden und Sterben Jesu vor. Die Einrichtung der Worte besteht aus biblischen Sprüchen, Arien, Cavaten, Recitativen, Choralen oder kurzen Sätzen aus Psalmen und Lobgesängen. Die Gattungen der dramatischen Musik sind die Oper, die Operette, das sogenannte Intermezzo, und das Melodrama. Das Intermezzo besteht eben so wie die Oper ganz aus Recitativen und Arien, und der Unterschied zwischen beyden ist, daß bey der Oper eine tragische, und bey dem Intermezzo eine komische Begebenheit zum Grunde liegt. Die Operette ist ein Lustspiel oder auch Drama mit Arien auch Recitativen vermischt. Wenn eine ländliche Begebenheit, Einfalt der Sitten des Landvolks den Inhalt der Operette ausmacht, so bekömmt sie den Namen eines Pastorals. Im Melodrama verbinden sich Declamation und Instrumentalmusik so, daß beyde in kurzen Sätzen miteinander abwechseln. Die Musik folgt den Empfindungen und Leidenschaften auf den Fuße durch alle Krümmungen nach, bereitet sie vor, unterstützt und verstärkt sie in dem Momente ihrer Wirkung und ihres Fortgangs, und läßt wieder mit ihnen nach. Jean Jacques Rousseau ist der Erfinder dieser dramatischen Gattung, und in Teutschland hat sie Herr Georg Benda, Herzoglich Sachsen-Gothaischer Kapelldirector durch seine Ariadne auf

auf Naxos zuerst eingeführt, dem hierauf andere nachgefolgt sind. Die Kammermusik enthält alle Arten der Instrumentalmusik, und zugleich sehr viel wichtige Gattungen der Vokalmusik. Ihr Endzweck ist, die Zuhörer zu ergötzen und aufzumuntern; sie wird also zur Pracht, zur Lust, und zum Lachen gebraucht Eigentlich aber nennt man das Kammermusik, was man in den Zimmern, in Sälen und bey der Tafel musicirt. Man braucht sie zu öffentlichen Abendmusiken, zu dramatischen Stücken, bey Assembleen, bey Jagden, Tänzen, und bey allerley außer der Kirche und Schaubühne vorfallenden Begebenheiten, und also bey allen übrigen Ergötzlichkeiten. Zu der Instrumentalmusik gehören alle Arten von Concerten, Ouvertüren, Simphonien, Trios, Solo's u. d. gl. Zu der Vocalmusik aber alle Singsachen, die nicht insbesondere zu der theatralischen oder Kirchenmusik gezählet werden; als Serenaten, Tafelmusiken, Hochzeitmusiken, Cantaten, Oden oder Lieder u. d. gl. Schon in dem ersten vorsündfluthligen Alter der Erde war Musik vorhanden. Jubal war der Erfinder musikalischer Instrumente, besonders der Zitter und Pfeife, und wenn sie nicht mit der Familie des Noah in die neue Welt übergegangen ist, so ward sie auf eben diese Weise wieder zum zweytenmal erfunden. Die Aegyptier haben sie am ersten kultivirt, die Erfindung der einfachen Pfeife, die Monaulos genannt wird, auch die Erfindung der Trompete und der Pauke zugeschrieben. Diodor aus Sicilien redet von ihm als einem guten Tonkünstler, der eine Menge anderer Musiker an seinem Hofe unterhalten habe. Ob ihm gleich die Erfindung der Musik, wie geschieht, nicht zugeeignet werden kann, so hat er doch vielleicht vieles zur Besserung derselben beygetragen. Moses soll die Trompete erfunden haben, die von den Hebräern Asosra genannt wird. Sie war von Silber und ungefähr einer Elle lang. Er hat auch zwey Lieder komponirt, das

eine nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und das andre, das er auf Gottes Befehl kurz vor seinem Tode machen mußte. (2 B. Cap. 15. und 5 B. Cap. 32.) Ohne Zweifel haben die Israeliten ihre Musik von den Aegyptern. Diese bedienten sich derselben nur bey Religionsgebräuchen. Bey ihren gottesdienstlichen Aufzügen ging der Sänger voraus, und hielt ein Symbol der Musik und das Buch, worin die Hymnen standen, in der Hand. Die Israeliten wendeten die Musik zu eben demselben Gebrauch an. Ihre Instrumentalmusik scheint sehr gut gewesen zu seyn, wenn man nach den Wirkungen urtheilt, die ihr die heilige Schrift beylegt. Sie hatten eine Menge Blasinstrumente und Saitenspiel, wovon wir aber die meisten nur dem Namen nach kennen. Unter den Regierungen der Könige David und Salomo war das goldne Alter der israelitischen Tonkunst. 288 Musiker waren bestimmt, im Tempel zu singen, und die Jugend in ihrer Kunst zu unterrichten. David selbst übte diese Kunst in großer Vollkommenheit; und ohne Zweifel haben seine Unterthanen, die sein Beyspiel ermunterte, große Fortschritte in der Kunst gethan; denn jedes Volk ahmt gern seinem Regenten in seinen Neigungen und Lieblingshange nach, und durch dieses Mittel befördert ein Fürst den Fortgang der Künste und Wissenschaften, wenn er sie selbst liebt und schätzt. Der Gesang war bey den Israeliten gewöhnlich mit Tanzen begleitet; und aus dieser Verbindung beyder Künste entstanden die Chöre, die so oft bey den heiligen Scribenten vorkommen. Die Musik der Israeliten war ernsthaft und majestätisch, sanft und angenehm, zuweilen traurig und klagend. Sie verherrlichte die Siege, ermunterte die Feste, und begleitete die Leichenbegängnisse. Salomo vergleicht die Musik bey einem Gastmahle mit einem in Gold gefaßten Smaragde.

Von den Aegyptern und Israeliten breitete sich der Geschmack an der Musik über den ganzen Orient aus. Die

329 Beyschläferinnen des Darius Codomannus, die Parmenion nach der Schlacht bey Issus fand, verstanden die Musik vollkommen. Auch nach Griechenland ging die Tonkunst in den ältesten Zeiten aus Aegypten über. Linus und Chiron weihten den Herkules in diese schöne Kunst ein. Orpheus, ein Schüler des Linus und Herkules, Amphion und Philammon, Vater des Thamiris, lauter berühmte Sänger, werden mit unter die Argonauten gezählt, deren Zug so berühmt worden ist. Timotheus führte die chromatische Gattung in die Musik ein, und veränderte die alte simple und einfache Art zu singen in eine neue mehr zusammengesetzte Manier. Dieser dithyrambische Dichter verfertigte ein Gedicht unter dem Titel, die Perser, das der Tonkünstler Pylades auf den Nemäischen Spielen im Jahr 205. vor der christlichen Zeitrechnung zu seiner Leyer absang. Archilochus setzte seine Jamben in Musik; einige Verse davon wurden gesungen, die andern aber blos deklamirt, während daß die Instrumente accompagnirten. In dem schönsten Zeitalter Griechenlands widmeten sich die größten Männer der Musik. Sokrates heiterte seine Stirne durch den Ton seiner Leyer auf, ob er gleich schon ein alter Mann war. Die Griechen glaubten, daß eine gute Erziehung mehrentheils von dem Studium der Tonkunst abhinge, und daß diese Kunst nicht allein zur Bildung des Geistes, sondern auch des Herzens diente. Polybius fand den Unterschied zwischen zwey arkadischen Völkerschaften, wovon die eine sanft, wohlthätig, menschlich und fromm, die andere aber Gottesverächter und grausam, in der Ausübung der Tonkunst, die von der erstern getrieben, und von der letztern vernachläßigt wurde. Der glänzendste Zeitpunkt für die Musik war zu Athen das Jahrhundert des Perikles. Dieser errichtete das Odeon, und stiftete Spiele und musikalische Wett-

 streite

streite an dem Panatheneischen Feste; und die den Siegern ausgetheilten Preise und Ehrenzeichen entflammten in den Herzen der schon von Natur ehrgeitzigen Griechen eine grenzenlose Nacheiferung. Damals hatte die Musik der Griechen etwas Männliches und Kriegerisches. Sie hatte nur die Absicht, Tugend und Tapferkeit einzuflößen, und die Helden zu preisen. Jeder von den verschiedenen griechischen Stämmen hatte seine eigene Modulation und seine eigene Tonleiter; die nach dem mehr oder weniger lebhaften Charakter der Menschen dieses oder jenes Stammes, nach der Stärke ihrer Empfindung und dem Grade der Feinheit oder Beugsamkeit der Werkzeuge ihrer Stimme, in einem rauhern oder sanftern Tone, in größern oder kleinern Intervallen, voneinander unterschieden waren. Daher die dorische, phrygische, lydische, ionische und äolische Tonart und Tonleiter. Auch war die Musik der Griechen von einem ganz andern Umfange als die unsrige, sie schloß fünf verschiedne Künste in sich ein; die rythmische, metrische, organische, hypokritische und poetische Musik. Die rythmische ordnete den Takt in allen Tönen und körperlichen Bewegungen; von ihr hing der theatralische und lyrische Tanz ab. Die **metrische** Musik lehrte die richtige Abmessung in dem theatralischen Recitiren; denn die Recitation der Schauspiele war bey den Alten eine melodische Deklamation, die verschiedene Tonarten hatte, und zwischen dem wirklichen Gesange und der Sprache des gemeinen Umgangs das Mittel hielt. Die **organische Musik** lehrte den Gebrauch musikalischer Instrumente. Die **hypokritische** begriff die Nachahmung und Gestikulation in sich. Endlich die **poetische** Musik beschäftigte sich mit dem Sylbenmaas der Verse und ihrer Recitation. Die eigentliche Musik war der Gegenstand der Rythmischen,

schen, denn diese schrieb für alle Töne und körperliche Bewegungen Regeln vor. Sie war von dreyfacher Gattung, diatonisch, chromatisch und enharmonisch. Die Musik veränderte sich auch nach den verschiednen lyrischen Poesien, von welchen die Griechen mancherley Gattungen hatten. Eine solche waren die Prosodien, die vor den Opfern abgesungen wurden; eine andre Apostoliken, die das Schifsvolk während der Einschiffung absang; Päane hießen Kriegsgesänge, die vor und nach der Schlacht abgesungen wurden. Bey Tische waren zweyerley Gattungen von Gesängen gebräuchlich, die Dithyramben und Skolien. Hiporchemes, Verse, die gesungen und durch Tanz begleitet wurden, waren den Chören der Theaters eigen. — Die alten Griechen, die die andern Künste auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit brachten, haben ohne Zweifel auch diese in ihrer vollen Stärke und Schönheit besessen; besonders, da sie so große Liebhaber des Gesanges waren. Freylich mögen die griechischen Gesänge eben so sehr von den heutigen unterschieden gewesen seyn, als Homers Epopöen oder Pindars Oden von den heutigen Heldengedichten und Oden verschieden sind. Ob aber unsere Art jener vorzuziehen sey, ist eine andre Frage. Gewiß ist dieses, daß die Gesänge der Alten weit einfacher gewesen sind, als unsre Opernarien, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Alten die vielstimmige Musik, da eine Hauptstimme blos der Harmonie halber von andern Stimmen begleitet wird, nicht gekannt, noch weniger die Gesänge, die aus vielen wirklich singenden Stimmen bestehen, wie unsre vierstimmigen Choräle sind. —

Griechische Kolonien brachten die Musik nach Italien, und Pythagoras unterrichtete die Krotoner in dieser Kunst. Man sagt, dieser Philosoph habe die Din-

ge, die nicht in die Sinne fallen, durch verschiedne Töne erklärt, und daß er sich den Lauf der Gestirne als eine Harmonie vorgestellt habe. Er zog die entferntesten Dinge in das Gebiet dieser Kunst herüber; die Schläge des Hammers auf den Ambos gaben ihm Gelegenheit, neue Accorde und den Tackt zu erfinden. Von den Griechen erbten sie die Römer, und besonders kam sie durch die Schauspiele in das größte Ansehn; denn man weiß, daß die Musik ein wesentliches Stück des Trauerspiels war. Diese Kunst blühte unter den Kaisern. Der Kaiser Alexander Severus sang schön, und spielte verschiedne Instrumente. Julian der Abtrünnige stiftete zu Alexandria Fonds, um davon junge Leute in der Musik unterrichten zu lassen, und versprach denen, die sich hierin besonders hervorthaten, große Belohnungen. Suidas gedenkt mehrerer Abhandlungen über die Musik, die Dionysius von Halikarnaß, ein Abkömmling des Geschichtschreibers gleiches Nahmens, geschrieben haben soll. Dieser Dionysius und Aristoxenus, ein Schüler des Aristoteles, haben gemeinschaftlich eine Geschichte der Musik geschrieben, die aber eben so wenig als jene Abhandlungen auf uns gekommen sind. Allein dieser blühende Zustand der Tonkunst war von kurzer Dauer. Die Theater wurden nach der Einführung des Christenthums verschlossen, und die Musik, die man zu weltlichen Gebräuchen angewendet hatte, verschwand. Die barbarischen Zeiten traten ein, in welchen alle Wissenschaften und Künste auf einmal so tief fielen, als sie zuvor gestiegen waren. Doch kam die Musik unter allen am ersten wieder empor. Die Bischöfe, die sie für nöthig fanden, die Andacht zu erwecken, führten sie allmählig bey dem Gottesdienste zuerst wieder ein; und sie erhielt sich in den Zeiten, da alle Völker wiedereinander waren, da bald Reiche errichtet, bald vertilgt wurden.

Unter diesen Verwirrungen schrieb der berühmte Dichter Boethius sein Werk von der Musik, das bis auf uns gekommen ist.

Nachdem endlich die Bischöfe zu Rom den Grund zu ihrer nach der Zeit erhaltenen Hoheit gelegt hatten, setzte Gregorius die Kirchenmusik auf einen sehr ordentlichen Fuß, und seine Nachfolger auf dem heiligen Stuhl setzten dieses gute Werk, wodurch er den Gottesdienst ansehnlicher und ehrwürdiger gemacht hatte, fort. Kaiser Karl der Große errichtete hin und wieder besondre Schulen, worin die Musik gelehrt wurde. Fast um eben diese Zeit wand **Beda** in England allen Fleiß an, die Musik auch in diesem Reiche auszubreiten, und viele der damaligen Bischöfe waren zugleich die größten Meister in der Tonkunst. Im zehnten Jahrhundert verfertigte auch **Dunstan**, ein Engländer, die ersten Gesänge von vier Stimmen. Die Töne wurden jetzt noch durch die sieben ersten Buchstaben des Alphabets ausgedruckt, und dieser Gebrauch dauerte bis ins eilfte Jahrhundert. **Guido Aretinus**, ein Benedictiner Mönch, der in diesem lebte, machte den ersten Versuch, die Töne durch Punkte, die auf verschiedne Linien vertheilt waren, zu bezeichnen, so daß ein jeder Punkt seine eigne Intonation bedeutete. Diese Methode war zwar sehr einfach, sie hatte aber den wesentlichen Fehler, daß sie auf dieser Tonleiter die Dauer dieser neuen Noten nicht ausdruckte. Erst lange Zeit hernach (1350) kam **Jean des Meurs**, ein Pariser, auf die Erfindung, den Gehalt (valeur) dieser Punkte durch beygesetzte Figuren anzudeuten. Eben dieser Guido hat auch die in Italien vorher nie gehörte Zusammenstimmung vieler Stimmen entweder selbst ausgedacht, oder die ähnliche Erfindung des Dunstan, wovon er vielleicht Nachricht erhielt, verbessert. Man hält ihn auch für den Erfinder

der vielfaitigen Instrumente, als der Clavichordien, Clavicymbel u. d. Seit dem elften Jahrhundert fängt es auch an, in der Geschichte der deutschen Musik etwas heller zu werden, da uns unsre alten Vorfahren wenig oder gar keine Nachrichten davon hinterlassen haben. Denn man weiß von der Musik der alten Teutschen weiter nichts, als daß die Barden gewisse Lieder, theils den Göttern, theils ihren Helden zu Ehren gesungen haben, womit sie das Volk zugleich zu rühmlichen Thaten aufmunterten. In diesem Jahrhundert nahm die Musik der Teutschen eine bessere Gestalt an; es entstanden gute Componisten, die nach der Beschaffenheit damaliger Zeiten sehr berühmte Männer in ihrer Wissenschaft waren, und sich es angelegen seyn ließen, die Musik durch ihre Bemühungen emporzuheben. Auch die Niederländer, Engländer und Franzosen erwarben sich damals und in den daraus folgenden Jahrhunderten einen großen Ruhm. Es scheint, daß man bis ins sechzehnte Jahrhundert die diatonische Tonleiter der Alten, in Absicht auf das Harmonische darin, ohne andre Veränderung, als den weitern Umfang in der Höhe und Tiefe, beybehalten habe: und in Absicht auf die Modulation ist man lediglich bey den Tonarten der Alten bis auf dieselbe Zeit stehn geblieben. Erst in erwähntem Jahrhunderte scheint der Gebrauch der neuern halben Töne allmählig eingeführt worden zu seyn, wodurch jeder Ton in seinem Intervalle den andern ungefähr gleich gemacht worden. Vermuthlich sind auch nicht alle neuere halbe Töne auf einmal, sondern nur allmählig in den Orgeln angebracht worden. Es scheint auch, daß der vielstimmige Satz und die begleitende Harmonie damals in der Musik eingeführt worden. Erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erfand Ludovicus Viadana den Generalbaß, und verschafte dadurch den Musikern und Componisten

nisten eine große Erleichterung; denn diese Erfindung gab ihnen nicht nur viele harmonische Vortheile an die Hand, sondern machte auch den Organisten und Klavierspielern die Kunst zu accompagniren bequemer und leichter. Schon im vorhergehenden sechzehnten Jahrhundert erfanden die Italiener die Oper. Zwar mangelte ihr anfangs noch die gehörige Vollkommenheit, die sie nach der Zeit erhalten hat; allein in der Mitte des siebzehnten wurde sie in beßre Ordnung gebracht; zu welcher Veränderung vielleicht Cesti, ein Florentiner, der damals sehr berühmt war, und verschiedne Singspiele verfertigt hatte, vieles mag beygetragen haben. Daß dieser Cesti aber der Erfinder der Oper sey, ist irrig. Die Oper wurde bald außerhalb Italien bekannter, und ihr hauptsächlich haben die Italiener den Ruhm zu verdanken, den ihre Musik unter fremden Völkern erlangt hat; ihre Singspiele wurden, so schlecht sie auch damals waren, dennoch bewundert. Endlich kamen sie auch in Teutschland in das größte Ansehn. Man berief italienische Sänger und Sängerinnen, und Componisten. Den ersten Anlaß zur Erfindung der Oper haben vermuthlich die Chöre in den griechischen Schauspielen und christlichen Schauspielen gegeben, die in dem 12ten, 13ten 14ten und 15ten Jahrhunderten zu Rom aufgeführt wurden, und die einem Schauspiele glichen, in welchen die Aussprache, oder vielmehr der Accent der Sylben und Wörter den Schauspielern ordentlich vorgeschrieben ist. **Hasse, Graun, Telemann** und **Händel** haben sich in dem gegenwärtigen Jahrhundert um die Oper in Teutschland sehr verdient gemacht; der Text zu ihrer Arbeit ist aber noch italienisch. Doch sind auch teutsche Opern zu Hamburg zwischen den Jahren 1730 und 1738 aufgeführt worden: mit diesem letztern Jahre hörten sie aber wieder auf, und nach dieser Zeit ist

die vor einigen Jahren von Herrn Wieland verfertigte und von Herrn Schweizer in Musik gesetzte Alceste die erste deutsche Oper gewesen, die auf deutschen Schaubühnen, nemlich zu Weimar, Gotha und Manheim aufgeführt worden ist.

Die Musiker nehmen viererley Schreibarten in der jetzigen Musik an, die italienische, französische, deutsche und pohlnische. Die Eigenschaft des italienischen Stils ist vornemlich Zärtlichkeit, und ein gefälliges, rührendes und doch lebhaftes Wesen. Sie liebt einen weit ausgedehnten, aber doch fließenden Gesang, der aber keine starke harmonische Begleitung verträgt; diese soll vielmehr schwach und mittelmäßig seyn. Sie ist reich, fremd und kühn in ihren Erfindungen, denen sie sehr oft eine heftige und auch wohl rauhe Auszierung, die aber doch gefällt, ertheilt. Sie erfordert also mehr Gesang als Harmonie, und jener befindet sich allemal in der Hauptstimme. Die meisten theatralischen Sachen, auch Concerte und Symphonien werden in dieser Musikart abgefaßt. Die französische ist durchaus lebhaft und munter, kurz und sehr natürlich. Diejenigen Stücke, in welchen viele Stimmen zugleich arbeiten, haben eine starke, lebhafte und deutliche Harmonie. Auch die Mittelstimmen führen oft einen ziemlichen Gesang bey sich, und alles ist in eine abgemessene Anzahl und Eintheilung der Takte sehr klüglich eingeschränkt; daß also der Rythmus und das Metrum allemal auf das deutlichste ins Gehör fallen. Die gröste Stärke dieser Musik besteht vornemlich in den sogenannten Ouvertüren, in starken wohlbesetzten Singechören, in dreystimmigen Stücken, und solchen, die für die Kniegeige und Querflöte gesetzt sind. Lulli hat eigentlich den Franzosen im vorigen Jahrhunderte diese Musikart gegeben. Die teutsche Musik hat das meiste von den Ausländern entlehnt.

Sie

Sie unterscheidet sich nur durch eine fleißige Arbeit, regelmäßige Ausführung der Sätze, und durch die Tiefsinnigkeit, die sie in der Harmonie anwendet. Sie scheint also sehr gründlich zu seyn; allein sie fällt auch dadurch sehr leicht ins Schwülstige. Was aber die teutsche Musik am meisten eigen ist, sind die Kirchenstücke bey dem Gottesdienste der Protestanten. Sie sind von ausnehmenden Nachdrucke, rührend und erbauend. In einigen Arten von Klavierstücken unterscheidet sich die teutsche Musikart von den übrigen sehr merklich. Wir finden bey den Ausländern weder eine so vollkommne Einrichtung noch Auszierung und Ausarbeitung dieser Stücke, als bey den Teutschen; wie sie denn dieses Instrument vor allen Nationen mit der grösten Stärke und nach der wahren Natur desselben auszuüben wissen. Die Herstellung des guten Geschmacks in der Musik ist ein Werk der Teutschen. Sie haben die italienische und französische Musikarten ausgebessert, und vornemlich der ersten eine so ansehnliche Gestalt gegeben, als kein Italiener selbst noch jemals ihr zu geben vermögend gewesen. Selbst die italienische Musik, so wie wir sie jetzt in den Werkern der größten teutschen Komponisten finden, ist teutscher Abkunft. Die Haupteigenschaft des pohlnischen Stils besteht in einer sehr wichtigen Beobachtung der Rhythmen, und dann in der deutlichen Bemerkung der Abschnitte der Takte. Die Melodie muß also allemal in einer gewissen bestimmten Anzahl der Takte bis ans Ende fortgehen. Insgemein ist diese Schreibart zwar lustig, dennoch aber von großer Ernsthaftigkeit. In ihren Auszierungen ist sie zwar mannichfaltig; aber ihr innerliches Wesen ist fast durch keinen äußerlichen Zusatz zu verändern. Sie duldet mittelmäßige, und wenn es nöthig ist, auch starke Harmonie, insonderheit in ihren langsamen Sätzen, weil dadurch die Ernsthaftigkeit befördert wird. Ungeachtet sie nur in gewissen Tänzen beliebt gewesen, so weiß man doch

eine nach dem Durchgange durchs rothe Meer, und das andre, das er auf Gottes Befehl kurz vor seinem Tode machen mußte. (2 B. Cap. 15. und 5 B. Cap. 32.) Ohne Zweifel haben die Israeliten ihre Musik von den Aegyptern. Diese bedienten sich derselben nur bey Religionsgebräuchen. Bey ihren gottesdienstlichen Aufzügen ging der Sänger voraus, und hielt ein Symbol der Musik und das Buch, worin die Hymnen standen, in der Hand. Die Israeliten wendeten die Musik zu eben demselben Gebrauch an. Ihre Instrumentalmusik scheint sehr gut gewesen zu seyn, wenn man nach den Wirkungen urtheilt, die ihr die heilige Schrift beylegt. Sie hatten eine Menge Blasinstrumente und Saitenspiel, wovon wir aber die meisten nur dem Namen nach kennen. Unter den Regierungen der Könige David und Salomo war das goldne Alter der israelitischen Tonkunst. 288 Musiker waren bestimmt, im Tempel zu singen, und die Jugend in ihrer Kunst zu unterrichten. David selbst übte diese Kunst in großer Vollkommenheit; und ohne Zweifel haben seine Unterthanen, die sein Beyspiel ermunterte, große Fortschritte in der Kunst gethan; denn jedes Volk ahmt gern seinem Regenten in seinen Neigungen und Lieblingshange nach, und durch dieses Mittel befördert ein Fürst den Fortgang der Künste und Wissenschaften, wenn er sie selbst liebt und schätzt. Der Gesang war bey den Israeliten gewöhnlich mit Tanzen begleitet; und aus dieser Verbindung beyder Künste entstanden die Chöre, die so oft bey den heiligen Scribenten vorkommen. Die Musik der Israeliten war ernsthaft und majestätisch, sanft und angenehm, zuweilen traurig und klagend. Sie verherrlichte die Siege, ermunterte die Feste, und begleitete die Leichenbegängnisse. Salomo vergleicht die Musik bey einem Gastmahle mit einem in Gold gefaßten Smaragde.

Von den Aegyptern und Israeliten breitete sich der Geschmack an der Musik über den ganzen Orient aus. Die

329 Beyschläferinnen des Darius Codomannus, die Parmenion nach der Schlacht bey Issus fand, verstanden die Musik vollkommen. Auch nach Griechenland ging die Tonkunst in den ältesten Zeiten aus Aegypten über. Linus und Chiron weihten den Herkules in diese schöne Kunst ein. Orpheus, ein Schüler des Linus und Herkules, Amphion und Philammon, Vater des Thamiris, lauter berühmte Sänger, werden mit unter die Argonauten gezählt, deren Zug so berühmt worden ist. Timotheus führte die chromatische Gattung in die Musik ein, und veränderte die alte simple und einfache Art zu singen in eine neue mehr zusammengesetzte Manier. Dieser dithyrambische Dichter verfertigte ein Gedicht unter dem Titel, die Perser, das der Tonkünstler Pylades auf den Nemäischen Spielen im Jahr 205. vor der christlichen Zeitrechnung zu seiner Leyer absang. Archilochus setzte seine Jamben in Musik; einige Verse davon wurden gesungen, die andern aber blos deklamirt, während daß die Instrumente accompagnirten. In dem schönsten Zeitalter Griechenlands widmeten sich die größten Männer der Musik. Sokrates heiterte seine Stirne durch den Ton seiner Leyer auf, ob er gleich schon ein alter Mann war. Die Griechen glaubten, daß eine gute Erziehung mehrentheils von dem Studium der Tonkunst abhinge, und daß diese Kunst nicht allein zur Bildung des Geistes, sondern auch des Herzens diente. Polybius fand den Unterschied zwischen zwey arkadischen Völkerschaften, wovon die eine sanft, wohlthätig, menschlich und fromm, die andere aber Gottesverächter und grausam, in der Ausübung der Tonkunst, die von der erstern getrieben, und von der letztern vernachläßigt wurde. Der glänzendste Zeitpunkt für die Musik war zu Athen das Jahrhundert des Perikles. Dieser errichtete das Odeon, und stiftete Spiele und musikalische Wett-

 streite

streite an dem Panatheneischen Feste; und die den Siegern ausgetheilten Preise und Ehrenzeichen entflammten in den Herzen der schon von Natur ehrgeitzigen Griechen eine grenzenlose Nacheiferung. Damals hatte die Musik der Griechen etwas Männliches und Kriegerisches. Sie hatte nur die Absicht, Tugend und Tapferkeit einzuflößen, und die Helden zu preisen. Jeder von den verschiedenen griechischen Stämmen hatte seine eigene Modulation und seine eigene Tonleiter; die nach dem mehr oder weniger lebhaften Charakter der Menschen dieses oder jenes Stammes, nach der Stärke ihrer Empfindung und dem Grade der Feinheit oder Beugsamkeit der Werkzeuge ihrer Stimme, in einem rauhern oder sanftern Tone, in größern oder kleinern Intervallen, voneinander unterschieden waren. Daher die dorische, phrygische, lydische, ionische und äolische Tonart und Tonleiter. Auch war die Musik der Griechen von einem ganz andern Umfange als die unsrige, sie schloß fünf verschiedne Künste in sich ein; die rythmische, metrische, organische, hypokritische und poetische Musik. Die rythmische ordnete den Takt in allen Tönen und körperlichen Bewegungen; von ihr hing der theatralische und lyrische Tanz ab. Die metrische Musik lehrte die richtige Abmessung in dem theatralischen Recitiren; denn die Recitation der Schauspiele war bey den Alten eine melodische Deklamation, die verschiedene Tonarten hatte, und zwischen dem wirklichen Gesange und der Sprache des gemeinen Umgangs das Mittel hielt. Die organische Musik lehrte den Gebrauch musikalischer Instrumente. Die hypokritische begriff die Nachahmung und Gestikulation in sich. Endlich die poetische Musik beschäftigte sich mit dem Sylbenmaas der Verse und ihrer Recitation. Die eigentliche Musik war der Gegenstand der Rythmischen,

schen, denn diese schrieb für alle Töne und körperliche Bewegungen Regeln vor. Sie war von dreyfacher Gattung, diatonisch, chromatisch und enharmonisch. Die Musik veränderte sich auch nach den verschiednen lyrischen Poesien, von welchen die Griechen mancherley Gattungen hatten. Eine solche waren die Prosodien, die vor den Opfern abgesungen wurden; eine andre Apostoliken, die das Schifsvolk während der Einschiffung absang; Päane hießen Kriegsgesänge, die vor und nach der Schlacht abgesungen wurden. Bey Tische waren zweyerley Gattungen von Gesängen gebräuchlich, die Dithyramben und Skolien. Hiporchemes, Verse, die gesungen und durch Tanz begleitet wurden, waren den Chören der Theaters eigen. — Die alten Griechen, die die andern Künste auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit brachten, haben ohne Zweifel auch diese in ihrer vollen Stärke und Schönheit besessen; besonders, da sie so große Liebhaber des Gesanges waren. Freylich mögen die griechischen Gesänge eben so sehr von den heutigen unterschieden gewesen seyn, als Homers Epopöen oder Pindars Oden von den heutigen Heldengedichten und Oden verschieden sind. Ob aber unsere Art jener vorzuziehen sey, ist eine andre Frage. Gewiß ist dieses, daß die Gesänge der Alten weit einfacher gewesen sind, als unsre Opernarien, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Alten die vielstimmige Musik, da eine Hauptstimme blos der Harmonie halber von andern Stimmen begleitet wird, nicht gekannt, noch weniger die Gesänge, die aus vielen wirklich singenden Stimmen bestehen, wie unsre vierstimmigen Choräle sind. —

Griechische Kolonien brachten die Musik nach Italien, und Pythagoras unterrichtete die Krotoner in dieser Kunst. Man sagt, dieser Philosoph habe die Din-

ge, die nicht in die Sinne fallen, durch verschiedne Tö-
ne erklärt, und daß er sich den Lauf der Gestirne als
eine Harmonie vorgestellt habe. Er zog die entfernte-
sten Dinge in das Gebiet dieser Kunst herüber; die
Schläge des Hammers auf den Ambos gaben ihm Ge-
legenheit, neue Accorde und den Tackt zu erfinden. Von
den Griechen erbten sie die Römer, und besonders kam
sie durch die Schauspiele in das größte Ansehn; denn
man weiß, daß die Musik ein wesentliches Stück des
Trauerspiels war. Diese Kunst blühte unter den Kai-
sern. Der Kaiser Alexander Severus sang schön, und
spielte verschiedne Instrumente. Julian der Abtrünnige
stiftete zu Alexandria Fonds, um davon junge Leute in
der Musik unterrichten zu lassen, und versprach denen,
die sich hierin besonders hervorthaten, große Belohnun-
gen. Suidas gedenkt mehrerer Abhandlungen über die
Musik, die Dionysius von Halikarnaß, ein Abkömmling
des Geschichtschreibers gleiches Nahmens, geschrieben ha-
ben soll. Dieser Dionysius und Aristoxenus, ein Schü-
ler des Aristoteles, haben gemeinschaftlich eine Geschichte
der Musik geschrieben, die aber eben so wenig als jene
Abhandlungen auf uns gekommen sind. Allein dieser
blühende Zustand der Tonkunst war von kurzer Dauer.
Die Theater wurden nach der Einführung des Christen-
thums verschlossen, und die Musik, die man zu weltli-
chen Gebräuchen angewendet hatte, verschwand. Die
barbarischen Zeiten traten ein, in welchen alle Wissen-
schaften und Künste auf einmal so tief fielen, als sie zu-
vor gestiegen waren. Doch kam die Musik unter allen
am ersten wieder empor. Die Bischöfe, die sie für nö-
thig fanden, die Andacht zu erwecken, führten sie all-
mählig bey dem Gottesdienste zuerst wieder ein; und sie
erhielt sich in den Zeiten, da alle Völker wiedereinander
waren, da bald Reiche errichtet, bald vertilgt wurden.

Unter

Unter diesen Verwirrungen schrieb der berühmte Dichter Boethius sein Werk von der Musik, das bis auf uns gekommen ist.

Nachdem endlich die Bischöfe zu Rom den Grund zu ihrer nach der Zeit erhaltenen Hoheit gelegt hatten, setzte Gregorius die Kirchenmusik auf einen sehr ordentlichen Fuß, und seine Nachfolger auf dem heiligen Stuhl setzten dieses gute Werk, wodurch er den Gottesdienst ansehnlicher und ehrwürdiger gemacht hatte, fort. Kaiser Karl der Große errichtete hin und wieder besondre Schulen, worin die Musik gelehrt wurde. Fast um eben diese Zeit wand Beda in England allen Fleiß an, die Musik auch in diesem Reiche auszubreiten, und viele der damaligen Bischöfe waren zugleich die größten Meister in der Tonkunst. Im zehnten Jahrhundert verfertigte auch **Dunstan**, ein Engländer, die ersten Gesänge von vier Stimmen. Die Töne wurden jetzt noch durch die sieben ersten Buchstaben des Alphabets ausgedruckt, und dieser Gebrauch dauerte bis ins eilfte Jahrhundert. **Guido Aretinus**, ein Benedictiner Mönch, der in diesem lebte, machte den ersten Versuch, die Töne durch Punkte, die auf verschiedne Linien vertheilt waren, zu bezeichnen, so daß ein jeder Punkt seine eigne Intonation bedeutete. Diese Methode war zwar sehr einfach, sie hatte aber den wesentlichen Fehler, daß sie auf dieser Tonleiter die Dauer dieser neuen Noten nicht ausdruckte. Erst lange Zeit hernach (1350) kam **Jean des Meurs**, ein Pariser, auf die Erfindung, den Gehalt (valeur) dieser Punkte durch beygesetzte Figuren anzudeuten. Eben dieser Guido hat auch die in Italien vorher nie gehörte Zusammenstimmung vieler Stimmen entweder selbst ausgedacht, oder die ähnliche Erfindung des Dunstan, wovon er vielleicht Nachricht erhielt, verbessert. Man hält ihn auch für den Erfinder

der vielfaitigen Instrumente, als der Clavichordien, Clavicymbel u. d. Seit dem elften Jahrhundert fängt es auch an, in der Geschichte der deutschen Musik etwas heller zu werden, da uns unsre alten Vorfahren wenig oder gar keine Nachrichten davon hinterlassen haben. Denn man weiß von der Musik der alten Teutschen weiter nichts, als daß die Barden gewisse Lieder, theils den Göttern, theils ihren Helden zu Ehren gesungen haben, womit sie das Volk zugleich zu rühmlichen Thaten aufmunterten. In diesem Jahrhundert nahm die Musik der Teutschen eine bessere Gestalt an; es entstanden gute Componisten, die nach der Beschaffenheit damaliger Zeiten sehr berühmte Männer in ihrer Wissenschaft waren, und sich es angelegen seyn ließen, die Musik durch ihre Bemühungen emporzuheben. Auch die Niederländer, Engländer und Franzosen erwarben sich damals und in den darauf folgenden Jahrhunderten einen großen Ruhm. Es scheint, daß man bis ins sechzehnte Jahrhundert die diatonische Tonleiter der Alten, in Absicht auf das Harmonische darin, ohne andre Veränderung, als den weitern Umfang in der Höhe und Tiefe, beybehalten habe: und in Absicht auf die Modulation ist man lediglich bey den Tonarten der Alten bis auf dieselbe Zeit stehn geblieben. Erst in erwähntem Jahrhunderte scheint der Gebrauch der neuern halben Töne allmählig eingeführt worden zu seyn, wodurch jeder Ton in seinem Intervalle den andern ungefähr gleich gemacht worden. Vermuthlich sind auch nicht alle neuere halbe Töne auf einmal, sondern nur allmählig in den Orgeln angebracht worden. Es scheint auch, daß der vielstimmige Satz und die begleitende Harmonie damals in der Musik eingeführt worden. Erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erfand Ludovicus Viadana den Generalbaß, und verschafte dadurch den Musikern und Componisten

nisten eine große Erleichterung; denn diese Erfindung gab ihnen nicht nur viele harmonische Vortheile an die Hand, sondern machte auch den Organisten und Klavierspielern die Kunst zu accompagniren bequemer und leichter. Schon im vorhergehenden sechzehnten Jahrhundert erfanden die Italiener die Oper. Zwar mangelte ihr anfangs noch die gehörige Vollkommenheit, die sie nach der Zeit erhalten hat; allein in der Mitte des siebzehnten wurde sie in beßre Ordnung gebracht; zu welcher Verändrung vielleicht Cesti, ein Florentiner, der damals sehr berühmt war, und verschiedne Singspiele verfertigt hatte, vieles mag beygetragen haben. Daß dieser Cesti aber der Erfinder der Oper sey, ist irrig. Die Oper wurde bald außerhalb Italien bekannter, und ihr hauptsächlich haben die Italiener den Ruhm zu verdanken, den ihre Musik unter fremden Völkern erlangt hat; ihre Singspiele wurden, so schlecht sie auch damals waren, dennoch bewundert. Endlich kamen sie auch in Teutschland in das größte Ansehn. Man berief italienische Sänger und Sängerinnen, und Componisten. Den ersten Anlaß zur Erfindung der Oper haben vermuthlich die Chöre in den griechischen Schauspielen und christlichen Schauspielen gegeben, die in dem 12ten, 13ten 14ten und 15ten Jahrhunderten zu Rom aufgeführt wurden, und die einem Schauspiele glichen, in welchen die Aussprache, oder vielmehr der Accent der Sylben und Wörter den Schauspielern ordentlich vorgeschrieben ist. **Hasse**, **Graun**, **Telemann** und **Händel** haben sich in dem gegenwärtigen Jahrhundert um die Oper in Teutschland sehr verdient gemacht; der Text zu ihrer Arbeit ist aber noch italienisch. Doch sind auch teutsche Opern zu Hamburg zwischen den Jahren 1730 und 1738 aufgeführt worden: mit diesem letztern Jahre hörten sie aber wieder auf, und nach dieser Zeit ist

die vor einigen Jahren von Herrn Wieland verfertigte und von Herrn Schweizer in Musik gesetzte Alceste die erste deutsche Oper gewesen, die auf deutschen Schaubühnen, nemlich zu Weimar, Gotha und Manheim aufgeführt worden ist.

Die Musiker nehmen viererley Schreibarten in der jetzigen Musik an, die italienische, französische, deutsche und pohlnische. Die Eigenschaft des italienischen Stils ist vornemlich Zärtlichkeit, und ein gefälliges, rührendes und doch lebhaftes Wesen. Sie liebt einen weit ausgedehnten, aber doch fließenden Gesang, der aber keine starke harmonische Begleitung verträgt; diese soll vielmehr schwach und mittelmäßig seyn. Sie ist reich, fremd und kühn in ihren Erfindungen, denen sie sehr oft eine heftige und auch wohl rauhe Auszierung, die aber doch gefällt, ertheilt. Sie erfordert also mehr Gesang als Harmonie, und jener befindet sich allemal in der Hauptstimme. Die meisten theatralischen Sachen, auch Concerte und Symphonien werden in dieser Musikart abgefaßt. Die französische ist durchaus lebhaft und munter, kurz und sehr natürlich. Diejenigen Stücke, in welchen viele Stimmen zugleich arbeiten, haben eine starke, lebhafte und deutliche Harmonie. Auch die Mittelstimmen führen oft einen ziemlichen Gesang bey sich, und alles ist in eine abgemessene Anzahl und Eintheilung der Takte sehr klüglich eingeschränkt; daß also der Rythmus und das Metrum allemal auf das deutlichste ins Gehör fallen. Die gröste Stärke dieser Musik besteht vornemlich in den sogenannten Ouvertüren, in starken wohlbesetzten Singechören, in dreystimmigen Stücken, und solchen, die für die Kniegeige und Querflöte gesetzt sind. Lulli hat eigentlich den Franzosen im vorigen Jahrhunderte diese Musikart gegeben. Die teutsche Musik hat das meiste von den Ausländern entlehnt.

Sie unterscheidet sich nur durch eine fleißige Arbeit, regelmäßige Ausführung der Sätze, und durch die Tiefsinnigkeit, die sie in der Harmonie anwendet. Sie scheint also sehr gründlich zu seyn; allein sie fällt auch dadurch sehr leicht ins Schwülstige. Was aber die teutsche Musik am meisten eigen ist, sind die Kirchenstücke bey dem Gottesdienste der Protestanten. Sie sind von ausnehmenden Nachdrucke, rührend und erbauend. In einigen Arten von Klavierstücken unterscheidet sich die teutsche Musikart von den übrigen sehr merklich. Wir finden bey den Ausländern weder eine so vollkommne Einrichtung noch Auszierung und Ausarbeitung dieser Stücke, als bey den Teutschen; wie sie denn dieses Instrument vor allen Nationen mit der grösten Stärke und nach der wahren Natur desselben auszuüben wissen. Die Herstellung des guten Geschmacks in der Musik ist ein Werk der Teutschen. Sie haben die italienische und französische Musikarten ausgebessert, und vornemlich der ersten eine so ansehnliche Gestalt gegeben, als kein Italiener selbst noch jemals ihr zu geben vermögend gewesen. Selbst die italienische Musik, so wie wir sie jetzt in den Werkern der größten teutschen Komponisten finden, ist teutscher Abkunft. Die Haupteigenschaft des pohlnischen Stils besteht in einer sehr wichtigen Beobachtung der Rhythmen, und dann in der deutlichen Bemerkung der Abschnitte der Takte. Die Melodie muß also allemal in einer gewissen bestimmten Anzahl der Takte bis ans Ende fortgehen. Insgemein ist diese Schreibart zwar lustig, dennoch aber von großer Ernsthaftigkeit. In ihren Auszierungen ist sie zwar mannichfaltig; aber ihr innerliches Wesen ist fast durch keinen äußerlichen Zusatz zu verändern. Sie duldet mittelmäßige, und wenn es nöthig ist, auch starke Harmonie, insonderheit in ihren langsamen Sätzen, weil dadurch die Ernsthaftigkeit befördert wird. Ungeachtet sie nur in gewissen Tänzen beliebt gewesen, so weiß man doch

nunmehr aus Erfahrung, daß sie auch zu allerley Gelegenheiten nützlich und unentbehrlich ist. Erst in diesem Jahrhunderte ist es geschehen, daß man von dieser Musikart gehöret hat, und der berühmte Telemann hat sie am ersten bekannt gemacht.

Daß die Musik zur Bildung des Herzens vieles beytragen kann, ist längstens eingesehen worden. Ob es gleich in unsern Zeiten nicht ganz ungewöhnlich ist, die Erlernung derselben als einen Theil der Erziehung anzusehen, so hält man doch die Fertigkeit darinn mehr für eine Zierde junger Personen von feiner Lebensart, als für ein Mittel, die Gemüther zu bilden. Plato verwies die lydische Tonart aus seiner Republik, weil sie bey einem äußerlichen Schimmer das Weichliche, wodurch dieser griechische Stamm sich von andern auszeichnete, an sich hatte. Heutiges Tages hat sich das Nationale in der Musik so wie in der Poesie größtentheils verloren, und die Einförmigkeit ihres Charakters und Ausdrucks ist völlig aufgehoben worden, da man jetzt alle mögliche Charaktere der Musik durcheinander spielt und hört. Jede leidenschaftliche Empfindung kann durch Musik in den Gemüthern erweckt werden. Man dürfte also nur der Jugend, bey welcher eine gewisse Art der Empfindung herschend seyn sollte; vornemlich solche Stücke, die diesen Charakter haben, in gehöriger Mannichfaltigkeit zum Singen, Spielen und Tanzen vorlegen. Das bloße Anhören ist nicht genug; sie müssen selbst mitsingen, mittanzen. Und so war es bey den Griechen, bey denen das Wort Musik einen weit ausgedehntern Begrif ausdruckt, als bey uns. Sollte aber die Musik zu diesem Endzweck angewendet werden, so wäre eine gänzliche Verbesserung des Unterrichts und der Uebungen in dieser Kunst nothwendig, welche in unsern Zeiten nicht zu erwarten ist.

E — d.

---

2. Ueber

2.

Ueber einige Lehnsgebräuche: Schreiben an den Herausgeber der Romanenbibliothek.

Ihren Bemühungen haben wir es zu danken, daß nun auch manche Leser, welche sich bisher vor den Staub und gothischen Buchstaben der alten Handschriften scheueten, mit den Ueberresten jener romantischen Zeiten bekannt werden, wo aus der glücklichsten Mischung von Tapferkeit, Religion, Minne und Sittsamkeit, Karaktere entstanden, die der Bewunderung des 18ten und gewiß jedes folgenden Jahrhunderts würdig sind und bleiben werden. Dank sey Ihnen, daß Sie so viel gute Menschen, so viele Thaten voll Edelmuth einer beynahe gänzlichen Vergessenheit entrissen, öfters nur solchen bekannt, welche blos die Züge der Buchstaben und das Pargament schäzten, welcher ihre Geschichten aufbewahrt, und übrigens den biedern Mann mit aller seiner Güte des Herzens und ritterlichen Edelmuth unter Breviaren und halberloschenen Schenkungsbriefen modern lassen.

Mit dem grösten Vergnügen las ich die Ihrer Bibliothek der Romane vorausgeschikte Abhandlung von der Ritterschaft und deren Verfassung; ich verfolgte den Gedanken durch manche Quartanten und Folianten, und bald sahe ich mich in den an die Ritterschaft so nahe grenzenden Gebiete der Lehnsverfassung. Ich stieß auf einige Gebräuche, welche zu sehr mit den übrigen ernsthaften des Ganzen contrastirten, zu sonderbar waren, als daß ich sie nicht einiger Aufmerksamkeit hätte werth finden sollen. Ich liefere sie Ihnen, wie ich sie empfangen, soviel mög-

möglich im Costum ihrer Zeiten — Sachen von der Art verlieren bey der Umänderung.

Eine der sonderbarsten Gewohnheiten und lächerlichsten Handlungen, welcher sich je ein Vasall zu Anerkennung der Oberherrschaft hat unterziehen müssen, ist die, welche von einem Lehnsmanne von England Balduin le Petteur erzehlt wird: Jedes Jahr am Weinachtstage muß er vor dem König und dem ganzen versammelten Hof erscheinen „ut faceret, wie ein alter Schriftsteller sagt, unum saltum, unum sufflatum & unum bumbulum" einen Sprung zu thun, die Backen aufzublasen, und — — —

Von König Johann von England finden sich Urkunden in dem Archive des Towers zu London, daß er verschiedene Grundstücke an Salomon Attefield zu Lehn gegeben, unter der Bedingung, daß er und seine Lehns-Erben verbunden seyn sollten, den König, wenn er über das Meer gehen würde, zu begleiten, und wenn er sehr krank werden würde, den Kopf zu halten.

Es ist auch dieser Lehndienst unter Eduard I. würklich geleistet worden.

Nicht nur die Lehnsleute vor ihre Person waren zu Lehnsdiensten ihren Herrn verbunden, sondern es erstreckte sich auch oft auf ihre Gemahlinn.

Der Innhaber eines gewissen Dorfs Uregney in Lothringen hatte die Obliegenheit gegen den Herrn eines andern Dorfs Darnieulles, jährlich auf Martinstag, denselben und sein Gefolge zu Abend zu speisen, ihm weißen und rothen Wein vorzusetzen, und den Pferden desselben gut Futter zu geben: allein hiermit begnügte sich der Herr von Darnieulles noch nicht; der Vasall muste

ihm

ihm seine Frau vorstellen, und sie vor ihm singen, schreyen, lachen und tanzen lassen. Der geringste Unwille dieser guten Dame hierüber würde ihr die Strafe zugezogen haben, der Frau des Herrn von Darnieulles eine Haube (coufre-chef) zu geben. Die Geschichte schweigt davon, ob sich dieser Fall öfters ereignet, aber sie verewigt den Nahmen des Messire François de Gelnoncourt, Ecuyer, welcher im Jahr 1595 gegen eine Vergütung von 20 Franken jährlich von dieser der Dame so beschwerlichen Lehnsgerechtigkeit abstund.

Zu einem Beyspiel, daß auch im Gegentheil das schöne Geschlecht unterzeiten zu besondern Forderungen berechtiget war, dienet die von vielen Lehrern des Lehnrechts angeführte Gerechtsamkeit einer gewissen Dame Souloyre. Sie war befugt, auf jede Hochzeit ihrer Herrschaft, einen Abgeordneten (son Sergeant) mit einigen Hunden zu schicken; dieser mußte der Braut gegen über sitzen, und das erste Lied vorsingen. Die Hunde wurden von den Verheyratheten gefüttert, und er selbst 8 Tage lang unterhalten, als ob seine Gebietherin selbst gegenwärtig wäre. Auch hatte sie das Recht, von jeder durch ihr Gebiethe reisenden entehrten Weibsperson, (chaque femme concubine publique) entweder 4 Deniers, oder ihren rechten Ermel zu nehmen, oder sonst durch einen ihrer Gerichtsleute sich auf andere Art schadlos halten zu lassen (cum ea rem semel habendi).

Noch eine Lehnsfeyerlichkeit, aus den neuern Zeiten, darf ich nicht übergehen. Der Herzog von Marlborough erhielt nach dem den 13ten May 1704 bey Hochstedt gegen die Franzosen erfochtenen Sieg, von der Königinn Anna von England die Herrschaft Wordstock, wogegen er und seine Nachkommen jedesmal an diesem Tage dem König eine weiße Fahne mit 3 goldnen Lilien überreichen müssen.

Sollte es Ihnen nicht mißfällig seyn, M. H., so habe ich die Ehre, Ihnen vielleicht künftig auch einige deutsche sonderbare Lehnsgewohnheiten vorzulegen.

3.

Portugiesische Dichter.

Da es die Dichtkunst hauptsächlich ist, welche den Portugiesen neben andern aufgeklärten Nationen eine Stelle giebt, so hat ein Reisender alles, was er von portugiesischen Dichtern und ihren Werken in Erfahrung bringen können, sorgfältig gesammlet — und wir theilen sein Fragment, (es kann nur Fragment seyn) so lange mit, bis es Herrn Professor Dieze in Göttingen gefällt, sein Versprechen zu erfüllen, und die Geschichte der portugiesischen Dichtkunst, seinem Meisterwerke von der spanischen Dichtkunst nebenanzustellen.

Die Bücher, aus welchen unser Reisende seine Nachrichten hergenommen hat, und welche man den Erforschern der portugiesischen Dichtkunst nicht genug anempfehlen kann, sind folgende:

1) Origem da Lingoa Portuguesa per *Duarte Nuneg de Liao*. Em Lisboa. 1606. 4.
2) Europa Portuguesa, per *Manuel de Faria y Sousa*. Lisboa 1680 fol.
3) Bibliotheca Lusitana Historica, Critica & Cronologica, na qual se comprehende a Noticia dos Authores Portuguezes, e das obras que compuserao desde o tempo da promulgaçao da Ley da Graca até o tempo prezente, por *Diogo Barbosa Machado* Tomo I. Lisboa Occiden-

cidental. Anno 1741. T. II. 1747. T. III. 1752. fol.

Der Ursprung der Dichtkunst verliert sich bey den Portugiesen wie bey allen andern Nationen in das dunkle Alterthum. Wonnegefühl der Natur unter den mildesten Himmelsstriche, auf den mit allen Gütern gesegneten Erdboden, sinnlicher Ausdruck dieses Gefühls durch Töne, anfänglich rauh und ohne Zusammenhang, dann mit Verfeinerung der Kunst, der regellose Ton des uncultivirten Wilden, in Maaß und Gränze und Wohlklang — so war's bey allen Nationen — und bey den Portugiesen auch, bis Phönicier, Carthaginenser und Römer ihnen Wissenschaften, Künste und Sitten gaben. Unter der Alleinherrschaft der Römer näherte sich die portugiesische Dichtkunst einiger Vollkommenheit. Allein im 5ten Jahrhunderte verfiel sie mit der römischen Macht zugleich. Unter den Gothen und andern nordischen Völkern welche das Land überschwemmten, thronten Barbarey, Unwissenheit und Verfolgungsgeist. Geistliche Dichter gab es zwar in Menge; aber griechisch-römische Muse war den heiligen Männern ein Greuel. So schmachtete die Dichtkunst das 6te und 7te Jahrhundert hindurch, bis Wissenschaften und Künste im 8ten Jahrhundert mit den Arabern wiederkehrten. Von diesen hub sich manches große Genie empor. Die Charakteristik der arabischen Dichter und ihren Werken gehört nicht hieher, weil sie auf die Ausbildung der portugesischen Sprache und Dichtkunst keinen Einfluß gehabt zu haben scheinen, wenigstens weiß man bis zum 12ten Jahrhundert keine portugiesischen Dichter, deren Namen und Werke denen damals berühmten arabischen Dichtern und ihren Werken gleich gestellet werden könnten.

Unter

Unter Alonso I. lebte Gonzalo Hermiguez, ein guter tapferer Rittersmann, treu, bieder und verliebt — machte seinen Vers, wie Liebe und Natur es ihm eingaben; ferner Egaz Moriz Coelho, ihn lehrte die unglückliche Liebe, die er nicht lange überlebte, Petrarchische Verse.

Im 13ten Jahrhunderte lebte der König - Dichter Don Dionysius, ein Meteor am portugiesischen Himmel, ein grosser Mann und ein gefühlvoller Dichter. Er stiftete im Jahr 1290. eine Universität zu Lissabon, die aber wegen Unruhen unter den Studenten 1308. nach Coimbra verlegt werden mußte. Damals hatten die Provenzalen schon Einfluß auf die portugiesischen Dichter, und Don Dionysius war einer der ersten, der ihnen nachahmte. Man hat geistliche und andere Gedichte von ihm, aber nur in Handschriften. Alonso Sanchez Graf von Albuquerque sein natürlicher Sohn, wird für einen der besten und zierlichsten Dichter seiner Zeit gehalten. Noch ein natürlicher Sohn dieses großen Vaters Don Pedro Graf von Barcellos, war ein vorzüglicher Dichter und Geschichtschreiber. Der Dichter Vasco Martinez de Resende lebte unter der Regierung dieses Königes.

Das 14te Jahrhundert hat zwey Könige - Dichter aufzuweisen. Don Alonso IV. und Don Pedro, Gemal der berühmten D. Inez von Castro.

Im 15ten Jahrhunderte lebte Henrique Cayado. Er studirte zu Lissabon, seiner Vaterstadt, unter Gonzalo Rombo, in Italien unter Angelo Poliziano. Cataldus Parisius in Bologna brachte ihn zur Vollkommenheit in der lateinischen Poesie. Sein Ruf als ein vorzüglicher lateinischer Dichter breitete sich in kurzer Zeit aus.

Er

Er starb früh, wegen Verdrüßlichkeiten, in Portugal. Seine Gedichte sind unter dem Titel Eclogae, Sylvae & Epigrammata zu Bologna 1501. 4. ans Licht getreten — auch der Infant Don Pedro, Sohn des Königes Don Juan II. war ein guter Dichter. Dieß war das Zeitalter der lateinischen Poesie in Portugal. Achilles Estacio (oder Achilles Statius) lebte in gelehrter Muße zu Rom, wo er auch 1581. starb. Seine Gedichte Sylvae sind bekannt; seine Auslegungen über verschiedne claßische Schriftsteller haben ihm großen Ruhm erworben. Diogo Pereyra schrieb lateinische Gedichte; Ignazio de Moraes, war Lehrer der Dichtkunst auf der Universität Coimbra, und selbst Dichter. George Coelho war ein vortreflicher lateinischer Dichter, starb 1563. Seine Gedichte sind 1540. zu Lissabon gedruckt worden; bey solchen findet sich auch eine Uebersetzung von Lucians Werke de Dea Syria. Von den dramatischen Werken des Jesuiten Luis da Cruz giebt der Theaterkalender für 1778. Nachricht. Da, wie oben angezeigt worden, das 15te Jahrhundert an Portugiesischen Dichtern reich ist, welche die lateinische Poesie vorzüglich liebten, und es in solcher zu einer hohen Vollkommenheit brachten; so ist demjenigen, der von dieser Kunstepoche ausführlich unterrichtet seyn will, folgendes Buch ganz unentbehrlich:

Corpus illustrium Poetarum Lusitanorum qui Latine scripserunt. Es ist von dem berühmten Pater Antonio dos Reys. Den ersten Theil gab die königliche Akademie zu Lissabon im Jahr 1745. in groß Quart heraus. Gegenwärtig zählet man 7 Theile. Es wird fortgesetzt.

Im eigentlichsten Verstande ist das 16te Jahrhundert die glänzende Epoche der portugiesischen Poesie. Ca-

moens und Francesco Rodriguez Lobo, sind große Namen, die sich über andere weit erheben. Zuerst sollen noch einige ihrer Zeitgenossen angeführet werden. Bernardino Ribeyro war Kammerherr beym Könige Don Manuel, und bekleidete große Stellen im Königreiche. Man hält ihn mit Recht für einen der besten Dichter seiner Zeit. Camoens selbst nennt ihn den portugiesischen Ennius; weil er einige sehr glückliche Aenderungen in die portugiesische Dichtkunst einführete. Seine Leidenschaft für die Infantin Donna Beatrix, Königes Don Manuel Tochter, machten sein Leben eben so unbeglückt als Tassos Leben war. Seine Gedichte sind 1557. und 1559. gedruckt. Die Schäfergedichte haben Grazie, die stille Wehmuth der unbefriedigten Liebe. Er war ein angenehmer Versificateur, der Racine von Portugal. Er ist Verfasser eines schönen aber unvollendeten Romans: Historia de minina e moça.

Francisco de Saa de Miranda. Er wurde 1495. zu Coimbra geboren. Dort wurde er Lehrer der Rechte. Aus Liebe zur stoischen Philosophie und Moral lehnte er alle Hofwürden von sich ab, und gieng nach Spanien und Italien. Bey seiner Rückkunft ins Vaterland überhäufte ihn König Johann der 3te mit Ehre und Würden. Bald aber ward er des Hofes müde, und begab sich nach seinem Landgute Tapada ohnweit Ponte de Lüna, lebte dort in philosophischer Ruhe, und starb 1558. Er ist ein Dichter vom ersten Range, ein getreuer Nachahmer der Alten. Seine lyrischen Gedichte haben Würde ohne Prunk, seine Schäfergedichte Schönheiten von der Fontenellischen Gattung. Aus manchen von seinen Gedichten blickt der Satyr hervor. Er liebte die spanische Sprache vorzüglich, und schrieb die meisten von seinen Werken in dieser Sprache; dem ohngeachtet ist

er

er classischer Schriftsteller in seiner Muttersprache. Seine Werke sind seit 1595 zu verschiedenenmalen aufgelegt worden. Die Ausgabe von 1614. ist eine der vorzüglichsten; hierauf folgen die von 1632 — 1651 — 77. Sie enthalten Sonnette, Schäfergedichte, poetische Sendschreiben, Oden, Elegien, Lieder, kleinere Gedichte, Esparsas, Villancetes &c. Comödien, von welchen leztern im Theaterkalender für 1778. mehr gesagt ist.

Gil Vicente, der Plautus von Portugal. Von ihm und seiner Tochter Paula Vicente stehen ausführliche Nachrichten im Theaterkalender für 1778. Michael Cabedo de Vasconcellos. Er wurde 1525. zu Setubal gebohren. Er studirte die schönen Wissenschaften zu Bordeaux, und die Rechtsgelehrsamkeit zu Toulouse, und zu Coimbra. In Paris machte ihn seine Uebersetzung von Plutus des Aristophanes zuerst bekannt. Er verwaltete verschiedne wichtige Ehrenämter in seinem Vaterlande, wo er 1577. starb. Er hat den Ruhm eines großen Dichters. Alle seine Werke schrieb er in lateinischer Sprache.

Estacio de Faria. Ein Mann von Geschäften, Soldat, Hofmann und Dichter; seine Werke sind noch ungedruckt.

Hieronymo de Cortereal. Ein Heerführer und Dichter. Nach einem thatenvollen Leben begab er sich auf sein Landguth bey Erora, wo er auch 1593. starb. Eine hohe Felsenhöhle diente ihm zum Studierzimmer in diesem reizenden Orte. Er war ein feuriger, erhabner Dichter — aber nicht Schwulst; dabey war er Mahler und Tonkünstler. Viele von seinen Werken sind gedruckt worden.

Geor[illegible] de Montemajor. Er wurde ohnweit Coimbra gebohren. In seinen jüngern Jahren war er Sänger in der Spanischen Hofcapelle. Er nahm Kriegsdienste, machte sich darinnen berühmt, verließ sie, und widmete sich den Musen. Die Liebe lehrte ihn Verse machen. Die mehresten von seinen Werken schrieb er in Spanischer Sprache, und die Spanier rechnen ihn zu ihren besten und zierlichsten Schriftsteller. Er starb 1561. in Piemont, und wie man sagt eines gewaltsamen Todes. Seine Werke sind zusammen gedruckt unter dem Titel: Cancionero de Jeorge de Montemajor, Zaragoza, 1561. Die folgenden Ausgaben sind 1571. 1572. 1579. 1588. Sie enthalten poetische Sendschreiben, Sonette, Lieder, Schäfer- und scherzhafte Gedichte. Sein vortreflicher Roman: la Diana, ist von Alonso Perez und von Caspar Gil Polo fortgesetzt worden. Das Urtheil, was Cervantes von der Diana des Montemajor und dessen Fortsetzungen fället, ist überaus treffend: die erste soll von einigen Ungereimtheiten gesäubert, die zwote (von Perez) soll verbrannt, und die dritte (von Polo) aufbehalten werden, als wenn sie von Apollo selbst wäre.

Estevan Roiz de Castro, ein großer Arzt und ein Dichter. Er ward 1559. zu Lissabon gebohren. Er lehrte die Arzneykunst auf der Universität Pisa, wo er 1637. starb. Seine Gedichte hat er theils in portugiesischer, theils in spanischer Sprache geschrieben, sie enthalten Sonette, Oden, Eclogen und kleine Gedichte, und sind unter dem Titel: Rimas por Estevam Rodriguez de Castro 1632. gedruckt worden.

Fernan Roiz Lobo de Soropita, ein Rechtsgelehrter und Dichter von der besten Gattung. Seine Gedichte sind noch ungedruckt.

Unter allen portugiesischen Dichtern giebt man folgenden den ersten Rang.

Luis de Camoens ward zu Lissabon 1524. gebohren. Sein Vater war Schiffscapitain. Seine Eltern waren beyde von altadelichen Geschlechte. Er studierte auf die vom König Johann den 3ten neuerrichtete Universität Coimbra. Bey seiner Zurückkunft nach Lissabon machte er sich durch Gedichte, welche durch verschiedene Liebeshändel veranlasset wurden, bekannt. Seine Leidenschaft für die Hofdame Donna Catharina de Attayade verursachte, daß er nach Santarena verbannt wurde. Nun entsagte er den Musen und der Liebe, und gieng nach Ceula in Africa, um als Freywilliger zu dienen. Er verlor in einem Seegefechte das rechte Auge. Nach einiger Zeit kehrete er mit erworbenem Ruhm nach Lissabon zurück, wo ihm neue Liebeshändel wieder in Verdrüßlichkeiten verwickelten. Er entschloß sich endlich, seinem Vaterlande auf immer zu entsagen, und als er 1553 mit der Flotte, welche unter Anführung des Don Fernando Alvarez Cabral nach Ostindien gesandt wurde, unter Seegel gieng, wiederholte er oft in seinem Verdruß die merkwürdigen Worte des Scipio Africanus: Ingrata Patria, non possidebis ossa mea. Er kam nach Goa, gieng aber gleich nachher als Freywilliger auf die Flotte, welche der portugiesische Vicekönig von Indien, **Don de Noranha**, den mit Portugal verbündeten Königen von Cochim und Porca, gegen den König von Chembe zuführete. **Camoens** beschreibt diesen Zug in seiner ersten Elegie. In dieser beklagt er auch den Verlust seiner großen Freunde, des Prinzen Don Juan, Vaters des Königes Don Sebastian, und des Don Antonio de **Noranha**, Sohn des Grafen von Linhares. Er blieb nicht lange in Goa. Er gieng 1555. mit der

Flotte nach dem rothen Meere, und brachte den Winter auf der Insel Ormuz zu. Diese Fahrt gab ihm Stof zu seinem 9ten Liede, worin er sie und einige Gegenden des glücklichen Arabiens beschreibt. Während seiner Abwesenheit von Goa war Don Francisco Barretto Vicekönig von Indien geworden. Camoens verfertigte eine Satyre: Disparates na India (die Thorheiten in Indien) und noch ein anderes satyrisches Gedicht, in welchem er den Vicekönig und die vornehmsten Personen in Goa auf das bitterste durchzog. Der Vicekönig verbannte ihn nach China. Er mußte 1556. mit einem Schiffe nach Macao abgehen. An der Mündung des Flußes Mecon, auf der Küste von Cambaya, litt er Schiffbruch, und konnte sich mit Noth durch Schwimmen retten, wobey er in der rechten Hand die Epopee Lusiadas, die ihm nachher unsterblich machte, hielt, und sich der linken zum Fortschwimmen bediente. Auf der Küste von Cambaya schrieb er die berühmten Redondillas, in welchen er den 130sten Psalm paraphrasirte. Seinen Schiffbruch beschreibt er im 10ten Gesange seiner Lusiadas. Zu Macao erhielt er ein öffentliches Amt, wobey er sich etwas Vermögen erwarb. Von dort aus that er eine Reise nach Tidor und Ternate auf die moluccischen Inseln. Diese Reise beschreibt er im 10ten Gesange seiner Lusiadas. Nach einer fünfjährigen Abwesenheit von Goa kehrete er dahin zurück, und erwarb sich die Gnade des neuen Viceköniges, Don Constantin von Braganza. Als aber 1561. der Graf von Redondo diesen Vicekönig ablösete, wurde Camoens in neue Verdrüßlichkeiten verwickelt. Man beschuldigte ihn einer zu Macao begangenen Untreue, und er wurde ins Gefängniß gesetzt. Camoens erwies seine Unschuld, und entgieng zugleich durch ein scherzhaftes Gedicht an den Vicekönig, dem Verhafte, worinnen einer von seinen Gläubigern ihn

ihn halten wollte. Nun wachte die Liebe zu seinem Vaterlande wieder bey ihm auf. Francisco Barretto, der als Stadthalter von Goa nach Sofala gieng, bewegte den Camoens, ihn dahin zu begleiten, und schoß ihm zweyhundert Crusaden vor. Von dort gieng er in Gesellschaft einiger Freunde nach Portugal. Auf dieser Reise errichtete er mit dem berühmten Geschichtschreiber von Indien, Don Diego do Couto, der sich mit auf dem Schiffe befand, eine vertraute Freundschaft. Dieser Couto hat einen ungedruckten Commentar über die Lusiadas geschrieben. Im Jahre 1569. kam Camoens zu Lissabon an, wo damals die Pest wüthete. Diese allgemeine Landplage hinderte ihn, die Lusiadas herauszugeben, woran er dreyßig Jahr gearbeitet hatte. Er erhielt das Privilegium dazu 1571. und sein Gedicht erschien im Jahr 1572. Es fand allgemeinen Beyfall, bereicherte aber unsern Dichter nicht; denn das geringe jährliche Gehalt von 15000. Reis (25 Thalern) welches er vom Könige Sebastian dafür erhielt, nöthigte ihn, den Hof stets zu begleiten, wodurch seine Dürftigkeit noch immer zunahm. Am Tage zeigte er sich bey Hofe, des Abends mußte sein treuer Sclave Johann, der ihm bis zu seinem Tode diente, für ihn betteln. Die überhandnehmende Armuth machte, daß er sich seinem Könige Sebastian (der ihn verhungern ließ, und dessen unglücklichen Tod in Africa er nachher herzlich beweinte) und der Welt ganz entzog — Endlich starb er für Gram und Dürftigkeit in einem Alter von 55 Jahren, im Jahre 1579. Einige Jahre nach seinem Tode 1595. ließ Don Gonzalo Couthinho ihm in der Kirche des St. Annenklosters der Franciscanernonnen zu Lissabon, wo er begraben liegt, ein Monument setzen. Seine vortheilhafte körperliche Bildung und sein edler Charakter, werden von den Schriftstellern, die sein Leben beschrieben haben, sehr

erhoben. Sein poetischer Ruhm ist entschieden, und sein episches Gedicht, *Os Lusiados*, (er gab ihm diesen Namen, weil es den Ruhm der Portugiesen, die ehedem Lusitani hießen, erheben soll,) hat ihn allen Nationen bekannt gemacht. Es bestehet aus 10 Gesängen, die zusammen 1012. Strophen von acht Versen ausmachen. Es verdient allgemeine Bewunderung. Mit vieler Kunst hat er die Geschichte von Portugal im dritten Gesange einzuweben gewußt. Seine Sprache ist rein, edel und erhaben; die Versification harmonisch. Man tadelt die beständige Vermischung der heidnischen mit der christlichen Religion, welche dieß schöne Gedicht einigermaßen entstellet. Die wenige Verbindung, welche oft die einzelne Theile desselben mit dem Ganzen haben, übersieht man leicht, weil man durch die hervorstechenden Schönheiten des Ganzen, unwiederstehlich hingerissen wird.

Ausgaben der Lusiade und der Werke Camoens. Os Lusiadas de Luiz de Camoens en Lisboa 1572 4. In eben diesem Jahre die zweyte. Ferner zu Lissabon 1593 — 1597 — 1607 — 1609 — 1633 — 1651. (1669 bey Antonio Grasbeck de Mello. 4.) Bey dieser lezten Ausgabe finden sich Argumente jedes Gesanges in Octava Rima, und ein Regifter über alle Namen, die in der Lusiade vorkommen, nebst einer Erklärung der Mythologie, von Joao Franco Barreto. Eine der neuesten ist die von Paris 1759, welche alle Werke des Dichters enthält, unter folgendem Titel: Obras de Luis de Camoens Noua Edicao. T. 1. 2. 3. Paris, a custa de Pedro Gendron. Vendese em Lisboa, em casa de Bonardel & Dubeux 1759. in 12. Der erste Theil enthält die Lusiadas, mit dem Leben des Camoens, und dem historischen Inhalte dieses Gedichts von Ignazio Garcez Ferreira, und dem historischen Register des Baretto. Der zweyte Theil begreift die Sonette, Lieder, Oden,

Oden, Eclogen, Elegien und einige kleine Gedichte. Die meisten sind von unbeschreiblicher Schönheit. Im dritten Theile stehen die pontischen Sendschreiben, viele kleinere Gedichte, als Quintilhas, Moles, Voltas u. s. w. Ein allegorisches Lehrgedicht von der Schöpfung und dem Baue des Menschen, zwey Comödien: El Rey Seleuco, und Os Anfitrioẽns, s. Theaterkalender für 1778. Endlich folgen Sonette und andere kleine Poesien. Die Ausgabe ist schön, hat aber Druckfehler. Auslegungen über den Camoens, und die Lusiade insbesondere, haben drucken lassen: Manoel Correa Montenegro, Manoel de Faria y Sousa in spanischer Sprache, Ignazio Garzez Ferreira: ungedruckt sind die Auslegungen von Diogo de Couto, Luiz da Silva e Brito und Matheos da Costa Barros.

Uebersetzungen von der Lusiade. Ins Lateinische von Thome' de Faria, Bischof von Targa, 1622, von Don André Bayao, ungedruckt, von Antonio Mendez, ungedruckt; die beste ist von Francisco de Santo Agostinho Macedo, ungedruckt; ins Spanische von Luis Gomez de Tapia 1580. P. Bento Caldeira 1580. 1588. Henrique Graces, 1591. Manoel Correa. Montenegro, und vom D. Francisco de Aguilar; ins Italienische von Carlo Antonio Paggi 1659., von einem ungenannten Piemonteser 1772. (sehr schön) Ins Französische von Mr. du Perron de Castera, 1735. (sehr elend.) Eine Neuere: Les quatre premiers Chants de la Luisade &c. proposés aux Amateurs a Avranches, & a Paris, 1774 12; ins Englische von Richard Fanshaw. London. 1655, zu Oxford 1772., von Michle in London, 1776. Ins Deutsche, wir haben nur Fragmente von Meinhard — Möchte doch Herr Professor Dieze wegen dieser Uebersetzung sein Versprechen erfüllen.

Francisco Rodriguez Lobo. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist dieser große Dichter nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Leiria, einer Stadt in Portugal, geboren worden. Er war von altadelichen Geschlechte. Er widmete sich hauptsächlich der Politik und Moral. Bald zeigte er sich als ein geistreicher Dichter. Er zog ein ruhiges Privatleben beschwerlichen Hofwürden, wozu seine Geburt ihn berechtigte, vor, und widmete sich den Musen ganz. Von seinem Tod weiß man nur so viel, daß er ertrank, da er einst auf dem Tagus von Santarem nach Lissabon fuhr. Seine vorzüglichsten Gedichte sind: Primarera, verschiedentlich zu Lissabon gedruckt 1601 — 1619 — 1633 — 1635 — 1650. Pastor Peregrino, Segunda Parte da Primarera, verschiedentlich zu Lissabon gedruckt 1608. 1618 — 1651; O Desenganado, Terceira Parte da Primarera, Lissabon 1614. Es ist ein Schäferroman in Prosa und Versen, von außerordentlicher Schönheit und Grazie. Die Schäferpoesie ists eigentlich, welche den Franciso R. Lobo so berühmt gemacht hat. Wir haben von ihm Eclogas Pastoris Lisboa 1605. 4. Romances 1596 — 1654. Historische Romanzen auf die Reise des Königes D. Philipp des 3ten nach Portugal; ein episches Gedicht: O Condestabre, de Portugal, D. Nuno Alvares Pereira, in 20. Gesängen: der Held seines Gedichts ist der in der portugiesischen Geschichte berühmt gewordene Connetable, Don Nuno Alvarez Pereira. Er erreicht die Lusiade nicht, inzwischen sind der Styl und die Sprache sehr schön; der Hof auf dem Dorfe, oder Winterabende, 16. Gespräche von Freunden auf dem Lande, über Gegenständen aus der Politik und Moral. Alle diese Werke sind unter folgendem Titel zusammengedruckt worden: Obras Politicas, moraes e metricas do insigne Portugues, Francisco Rodri-

Rodriguez Lobo. Lisboa 1723. fol. Kleinere in dieser Sammlung nicht enthaltene Gedichte von ihm, sind: Conto Elegiaco ao lamentavel successo do Santissimo Sacramento que saltou na sé do Porto Lisboa 1667. 4. Historia da Arvore Triste, eine Ausgabe von der Comedia Eufrosina des Ferreyra de Vasconcellos, welche er unter dem angenommenen Namen, Juan Espera en Dios 1616. veranstaltet.

Der Graf von Ericeira, (Don Francisco Xavier de Menezes.) Er wurde zu Lissabon 1673. gebohren. Seine beyden Eltern sind wegen ihrer Gelehrsamkeit und wegen verschiedner Schriften in Prosa und Versen berühmt. Er hatte ausserordentliche Fähigkeiten. Von seiner frühesten Jugend an legte er sich auf Sprachen und Wissenschaften. Geschichte und Mathematik waren seine Lieblingsbeschäftigungen. Er bekleidete die ansehnlichsten Stellen bey Hofe und bey der Armee, — und ward sehr früh als ein grosser Gelehrter und vortreflicher Dichter bekannt. Er war Protector der Academie der Generosos, der königlichen Academie der Geschichte, der portugiesischen Academie, und Mitglied vieler auswärtigen Academien, Mitglied der gelehrten Zusammenkünfte, welche beym nachmaligen Cardinal Firrao (Päbstl. Nuncius in Portugal) gehalten wurden, wo man seiner Einsichten in die Kirchengeschichte und das geistliche Recht sehr bewunderte. Fast alle Gelehrten in Europa standen im Briefwechsel mit ihm. Er wohnte den Feldzügen unter dem Könige Don Pedro II. 1704. in Beira, desgleichen unter Johann dem 5ten 1708 — 1709. bey. Nach einem rühmlichstvollführten Leben starb er 1743. im 71sten Jahre seines Alters. Man hat eine Menge prosaischer und poetischer Schriften von ihm, wovon viele noch ungedruckt sind. Er hat Boileaus Dichtkunst

ins Portugesische übersetzt. Sein merkwürdigstes Gedicht ist seine Henriqueida, ein episches Gedicht in 12 Gesängen. (Die Grundlegung des portugiesischen Reichs, durch Heinrich den ersten, Grafen von Portugal.) Die Ausgabe von Lissabon 1741. 4. ist sehr gut. Man hat dieses Gedicht sehr bewundert, ohngeachtet es der Lusiade immer nachstehet. Er hat solchem eine litterarische Nachricht von den berühmtesten Epopeen anderer Völker vorgesezt. Die Dichtkunst scheint überhaupt in seiner Familie erblich zu seyn. Gegenwärtig thun sich in der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, unter den jungen Fidalgos die zwey Grafen von **Castel Melhos**, zwey **Lavradio**, der **Marquis** von **Cascaes**, der Graf **de Prado**, und ein gewisser **Pinto**, sehr hervor. Aber Originalwerke hat man von ihnen wenig: sie übersetzen den **Montesquieu**, **J. J. Rousseau**, **Voltaire**, und den König von Preußen. Des José Basilio **da Gama** Gedicht *Vraguay* findet in Portugal grossen Beyfall.

Neueste Gedichte.

O Lima de Diogo Bernardes eom as suas Eglogas e Cartas. Lisboa 1761. 12.

Obras do celebre Poeta Antonio Fereira. Lisboa 1772. 8. 2. Vol. (der Horaz von Portugal.)

Rimas de Joao Xavier de Matos. Oporto 1773. 8. Sonette, Oden, Lieder.

Conquista de Goa. Poema epico de Francisco de Pina e Mello. Coimbra 1759. 4.

Obra poeticas de Domingos dos Reis Quinta. Lisboa 1766. 12, 2. Vol. Sonette, Eclogen.

---

4. Der

4.

Der Abentheurer aus China.

Fortsetzung.

5. Erstaunen. Neue Entdeckungen.

Nicht leicht war wohl ein Mädchen in größerer Verlegenheit, als jezt Doliverte. Ihre Augen, die eben nur die Liebe belebten, senkten sich zur Erde; „ach! gnädiger Herr, rief sie unter einem Thränenguß, hatte ich diesen Schimpf verdient?“ Weil sie ihrem Zudringen nachgab, wird jezt die arme Doliverte die Schande ihres Geschlechts werden. Welch ein peinigendes Gefühl ist die Ahndung unsers Elends! — „Sie sagen nichts, Gn. H., antworten mir nicht? Wissen Sie nicht mehr, daß ich blos im Vertrauen auf Ihre Versicherungen einwilligte, bey Ihnen zu bleiben?“ Indessen daß sich Dolivertens Unmuth in Thränen ergoß, seufzte der Mandarin noch schmachtend nach einem Genusse, dem er zweymal nahe war, und der zweymal unterbrochen wurde, mit einer Art von erstickter Wuth. Er antwortete seiner trostlosen Geliebten, er liebe sie zärtlich genug, um ein Unglück, davon er Ursache wäre, wieder gut zu machen. „Wer könnte mich wohl hindern, reizende Doliverte, sagt' er zu ihr, meinen Rang und mein Vermögen mit Ihnen zu theilen? Sie werden alles, was ich habe, verschönern, meine Untergebnen werden Sie liebgewinnen, und ich werde Sie so hoch erheben, daß der Neid Sie nicht wird erreichen können. Die Elenden, die Sie vorher beschimpften, sind meiner Rache nicht werth, und Sie werden sie einstens aus

weit

weit mehr Gründen erniedrigen, als sie jetzo gethan haben." — „Wie, Gn. H., unterbrach ihn Doliverte, Sie wollen sich zu mir herablassen? Und Ihre Verwandte? und die Vorurtheile? Sie folgen jetzt einem Hang . . . . aber täuschen Sie mich nicht? Kann ich Ihren Versicherungen trauen?" — „Hören Sie, reizende Doliverte, ich bin nichts weniger als Philosoph, und verstehe nichts von Distinktionen, in Absicht auf das Ding, aber ich finde Sie anbetungswürdig, und habe gelobt, Herz und Hand derjenigen zu geben, die von meiner Zärtlichkeit und Liebe gerührt mir einen Erben schenkte; dieß ist das einzige Mittel, wodurch ich den Beyfall meiner Verwandten zu meiner Wahl erlangen kann. Sie haben Verstand; Vorurtheile gelten nichts bey Ihnen; sehn Sie, ob diese Einrichtung Ihnen behagt." —

Unter allen Mandarinen, die auf unserm Erdboden glänzen, giebt es tausend sonderbare Ausnahmen. Es giebt Originale von jeder Art und Propositien, von jeder Gattung; des Mandarins Schouwin-kan seine setzte die schöne Doliverte in eine ganz übermäßige Verwunderung. An einem Hof zu glänzen, das Recht des Kissens zu genießen, war ihr, trotz all ihrer anmaslichen Philosophie, der höchste Gipfel des Glücks, und alles andre nur Mittelstufen, diesen Gipfel des Glücks zu ersteigen. Außerdem war es auch kein unbedeutender Vortheil, daß sie nun in Gesellschaften sagen konnte: ich habe mit einem Mandarin genauen Umgang gehabt, habe von ihm mehr als gewöhnliche Achtung fordern können. Indessen mußte man doch sich stellen, als erstaunte man über den Antrag; mußte sich beklagen, daß man so wenig Schonung für eine sterbende Tugend hätte, die zwar schon seit mehrern Jahren dahinwelkte, aber

doch

doch allen Schein von jugendlicher Blüthe noch hatte. Doliverte, die sich sehr gut auf die Analyse der Gegenstände und die kleinen Ziererehen der artigen Damen in Kanton verstand, fing auch wirklich damit an, daß sie mit dem einnehmensten Ton von Würde ausrief: „Wahrhaftig, Gn. H., Sie mißbrauchen meine Schwäche! Wirklich, wenn ich Sie weniger liebte, Sie würden mit mehrerer Achtung mit mir umgehen.“

Schon senkte sich die stralende Kugel des Tages, nachdem sie Kantons Hämisphäre erleuchtet hatte, ins Meer zurück, und ließ den Liebhabern das Vergnügen, unter der Hülle der Nacht die Gunstbezeugungen ihrer Schönen zu verbergen. Schon deckte der dichte Schleyer des Erebus den Erdkreis, und mehr als ein süßer Herr eilte, einen elenden Gassenhauer brummend, zum Rendezvous, das ihm eine Prüde mit Ansprüchen gegeben hatte. Jetzt nähert' er sich ihr mit Eleganz, unterhielt sie mit artigem Unsinn, flatterte mit Anstand um sie her, schwatzte von seiner Liebe mit ausnehmendem Verstand; versprach Wunder über Wunder raubte verstohlen eine Menge kleiner Faveurs, bekam, schon nahe dem schönsten Glück, Vapeurs, und verließ seine Göttin in tiefer Betrübniß über sein Unvermögen.

Ich vergaß, dem Leser zu sagen, daß das Hohngelächter der beyden Spasvögel, die Doliverten und den Mandarin belauschten, jene so bestürzt gemacht hatte, daß ihre Füße ihnen den Dienst versagten, um sie von dem Ort, wo sie überrascht worden waren, zu entfernen. Durch eine jener sonderbaren Fügungen, in die sich nach ihr System die causes Secondes gar sehr mit einmischten, befand sie sich also immer noch auf eben der Bank, auf der sie wenig Augenblicke zuvor ihre züchtigen Ent-

Entwürfe von Jungferschaft hatte scheitern sehen. Der Mandarin, der nichts weniger als süßer Herr war, der die weibliche Sitte vollkommen verstand, starke Schultern, und was noch mehr ist, sehr viel von den Kräften eines gewöhnlichen Erdensohnes hatte, der Mandarin, sage ich, bemühte sich jetzt, ihr zu beweisen, das Vergnügen der Gegenwart sey wenigstens eben so gut, als die schönsten Aussichten in die Zukunft. „Der Tag meines Glücks kann in diesem Augenblick hervorbrechen, reizendes Mädchen, sagt' er zu ihr, auf Ihnen allein beruht es, einen Hofmann glücklich zu machen; die Dämmerung des Abends wird unsre Freuden umhüllen, und nur in meinem Herzen wird sich die Erinnerung an sie erhalten." — Mich dünkt, ich hab es schon gesagt, Dolivert verstand sich auf Ziererey; sie wäre so gar im Stand gewesen, über deren verschiedne Eigenschaften und die mancherley Grade ihrer gesammleter Erfahrungen einen Folioband zu schreiben, aber was hilft in einer verbotnen Stunde jenes Erröthen, dieses beredte Fluidum, das die Augen trübt, und ein Vorbote des Vergnügens ist, oder jenes heftige Klopfen des Herzens, das ein Busentuch zurückstößt, und für Empfindung gilt? Nichts von allen dem wird man in einer solchen Stunde gewahr. Alsdenn bedarf es andrer Mittel oder Merkmale, welche die Liebe für die Landmädchen erfand, und die Koketten verfertigten. Dolliverte wußte alle diese artigen Sächelchen, und verstand die Kunst, sehr guten Gebrauch davon zu machen. Kurz, nach allen Formalitäten der Gewohnheit siegte der Mandarin über Hindernisse, die er nur sehr leicht fand, und sogar vermuthete, bis ihm das **Gemälde der ehlichen Liebe**, ein vortrefliches Buch für Handbibliotheken, ihn gelehrt hatte, daß die Sache so seyn könnte, wie er sie gefunden hatte.

Außer

Außer manchen andern Talenten, die Dolliverten eigen waren, sang sie auch mit vieler Anmuth, und wußte sehr artige Liederchen. Unter diesen war eins, das sie mit besondern Wohlbehagen sang, das Liedchen von Guillot und Guillomette. In diesem kömmt von Welken und Schwefelhölzchen vor, und Doliverte sang es sehr oft. Sie hatte sichs von einem gelehrten Mandarin übersetzen lassen, der ihm auch alle nur mögliche Stärke gelassen hatte. Noch fehlte ihm zur Vollkommenheit eine Strophe, die man uneigentlich ein Epigramm zu nennen pflegt. Doliverte, die sich manchmal damit abgegeben hatte, aus dem Stegreif zu reimen, nahm jetzt den Mandarin bey der Hand, und sang mit der Grazie, die ihr ganz besonders eigen war:

Leisen Hauches blies die Liebe
Guillot's Schwefelhölzchen an:
Es verbrennte, und noch eines —
Und noch eines — mußte dran.
Guillomette sprach zu Guillot:
Lieber, zünd' noch eines an!

Guillot sprach zu Guillometten:
Nicht doch, Liebchen, nur gemach!
Mußt das Ding nicht so vergeuden;
Morgen ist ja auch ein Tag!

Den andern Morgen wußte ganz Kanton Doliverten's Liedchen, und die Strophe, die sie hinzugesezt hatte; indessen behauptete man doch, der Mandarin hätte einigen Antheil daran, und ein schöner Geist, der bey einem Tempel zu mir kam, versicherte mich, alle Liebhaber Dolivertens hätten eben dies thun können, wenn die Poesie mehr Mode gewesen wäre. Doch damit sey es, wie es wolle; genug, der Mandarin, im Genuß der Gunstbezeugungen seiner Schönen, sah mit einer Art von Superiorität auf alle diejenigen, die ihn umgaben; vornemlich fand er seinen Gefallen daran, daß er sie Schutz versprach; er gab kräftige Empfehlungsschreiben nach Pekin mit, und machte — eine Grosmuth ohne gleichen! — Billets auf 100000 Unzen Gold mit eben der Leichtigkeit, mit der . . .

Entzückt über sein Glück hatte sich der Mandarin, als er in Myredorbs Zimmer eintrat, auf einen Jrequillo-Sopha hingegossen, und hier schien sein guter Anstand durch Dolivertens zärtliches Schmachten noch einen neuen Reiz zu erhalten. Es waren einige Fremde gekommen, unter andern auch einer, der bisher ein begünstigter Liebhaber Dolivertens gewesen war. Liebe ist scharfsichtig, und sieht bald allen Kummer, alle Sorge, die sie bekämpfen soll. Der Liebhaber hieß, wo ich nicht irre, Douly Kan, und bekleidete eine wichtige Stelle, denn er kommandirte hundert Mann von der kaiserl. Garde. Er war ein guter Soldat, war in mehr als einer Bataille gewesen, und hatte bey dem lezten Einfall der Tatarn gedient.

Es brauchte keine lange Zeit, um i[illegible]n gewahr werden zu lassen, wie seine Sachen bey Doliverten stünden. Er entdeckte bald seinen Rival, und das war ihm Anlas genug zu mancherley Besorgnissen. Die Unterhaltung war in eine Lage herabgesunken, die Schläfrigkeit und Langeweile verkündigt. Douly-Kan, der sich als Kommandeur von 990 Mann im lezten Krieg angegeben, und sich wirklich hervorgethan hatte, fragte den Mandarin, warum bey einer gewissen Evolution, welche die Tatarn gemacht hätten, der rechte Flügel, wo [illegible] nach sein Angeben ein Kommando gehabt, nicht von der Stelle gewichen wäre? — Weil er keine Ordre dazu hatte, versezte der Mandarin. — — Wie? erwiederte Douly-Kan, mein Bruder bekam ja den Auftrag, sie zu überbringen, und ganz gewiß hat ers gethan. — Nun ja doch! es ist möglich, daß ich diesen Umstand nicht weiß; denn da ich eben unpäßlich war, mußte [illegible] die Infanterie verlassen, und zur Kavallerie übergehen. — — Auch hierin irren Sie sich, Gn. H., denn Kavallerie hatten nur die Tataren; folglich hatten Sie

bey dieser Schlacht eben nicht viel zu thun. —— Soviel aber ist doch gewiß, daß wir auf dem Ganges zu Schiffe gingen, und ohne einen Streich zu führen, zurückkamen. — Auf Ehre, Gn. H., fiel ihm jetzt Myredorb ins Wort, Sie schwärmen; Kavallerie dient ja nicht zur See, und dann ist ja der Ganges ein Hauptfluß in Indostan, und folglich weit von China entfernet. —

Ein anderer als der Mandarin wär' über einen solchen Einwurf aus der Fassung gekommen. Douly-Kan triumphirte schon: Doliverte erröthete wider ihre Gewohnheit; Myredorb schien, indem sie die Anmerkung machte, ganz beschämt zu seyn; der Soupdar erwartete schweigend, was der Mandarin antworten würde. Niemals half sich ein dreister Erdensohn aus einer Verlegenheit besser, als er. Ohn' aus der Fassung zu kommen, wandt' er sich zu seiner Schönen, faßte sie zärtlich am Kinn, und sagte zu Douly Kan indem er ihm in die Augen sah: Das müssen Sie doch gestehn: sie ist zum Anbeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

5.

Gerechtigkeit und Vaterliebe.

Ein Kaufmann, James Lynch Fitz-Stephen, der im Jahr 1526. zum Maire seiner Vaterstadt Galway in Irrland erwählt worden war, schickte seinen einzigen Sohn, als Kommandeur eines seiner Schiffe, nach Bilboa in Spanien, um Wein einzukaufen. Er hatte in dieser Stadt schon viele Jahre her Geschäfte getrieben, und sich einen uneingeschränkten Kredit verschaft. Die-

sen Umstand benuzte der junge Lynch, und unterschlug das Geld, das ihm sein Vater zum Einkauf des Weines anvertrauet hatte. Der spanische Kaufmann, der ihn lieferte, schickte seinen Neffen mit ihm nach Irrland, um die Zahlung dafür in Empfang zu nehmen, und wegen künftiger Korrespondenz das Nöthige zu verabreden. Die beyden jungen Leute, die fast von gleichem Alter waren, seegelten aus Spanien dem Ansehen nach mit jener Zufriedenheit, mit jenem Vergnügen, das gleichgestimmte Seelen in völlig einerley Lage empfinden. Unverstellt und edel fühlte der junge Spanier schon zum voraus die ganze Wonne der glücklichen Tage, die ihm die Freundschaft in der Verbindung mit einem solchen Freunde schenken würde. Inzwischen sezte ihr Schiff seinen Lauf ohne einige Störung, und von keiner Gefahr aufgehalten, fort; jeder Tag brachte sie den Ort ihrer Bestimmung näher; der Betrug des jungen Lynch mußte an den Tag kommen. Um das zu verhindern, fiel er auf die schwarzen Gedanken, seinen Freund aus dem Wege zu räumen. Er forschte also die Gesinnung der Schiffsleute aus, und brachte den größten Theil derselben durch Versprechungen, die übrigen aber durch Drohungen auf seine Seite. In der Nacht auf den fünften Tag ihrer Fahrt ward der unglückliche spanische Jüngling aus seinem Bett gerissen, und über Bord geworfen.

Nach einigen Tagen landete das Schiff. Der junge Lynch ward von seinem Vater und Freunden mit Freuden empfangen, und erhielt bald darauf ein starkes Kapital zur Errichtung eines eignen Handels. Wegen des begangenen Mords hatte er sich in völlige Sicherheit eingeschläfert. Einer seiner Nachbarn hatte eine schöne Tochter; um deren Hand hielt er an, und der Vater sagte sie ihm zu. Schon war der Hochzeittag bestimmt,

stimmt, als einer von den Matrosen, die an seinem Verbrechen Antheil genommen hatten, krank ward, und sich selbst den Tod nahe fühlend, seinen Vater zu sich rufen ließ, und ihm die abscheuliche That seines Sohnes mit allen Umständen erzählte. Lange stand er da, der arme Vater, sprachlos vor Erstaunen und Betrübniß; — „die Gerechtigkeit soll befriedigt werden,“ rief er endlich aus, und in wenigen Minuten hatt' er seinen Sohn mit den übrigen Genossen seines Verbrechens greifen und ins Gefängniß werfen lassen. Die peinliche Untersuchung ward eröfnet; alle gestanden, und wenig Tage darauf sah eine kleine Stadt in Irrland ein Schauspiel, das in der Geschichte sehr selten ist: einen Vater, der das Urtheil spricht über seinen Sohn, und ihn zum Tode verdammt. — „Wär' ein andrer, als Dein unglücklicher Vater, Richter über Dich, ich würde bey ihm mit Thränen um Dein Leben flehn, ob es gleich mit einem Mord befleckt ist; aber — ich bin's — Du mußt sterben! — Jezt fließen meine lezte Thränen; sie sollen den ausglimmenden Funken von Vaterliebe auslöschen; — bitte den Himmel, daß er nicht die Thüre der Gnade vor dem verschließe, der eines seiner Mitgeschöpfe vertilgte.“ —

Hierauf ward der junge Lynch ins Gefängniß zurückgeführt, und eine kurze Frist zu seiner Hinrichtung bestimmt. Die ganze Bürgerschaft, die etwa aus dreytausend Seelen bestand, war mit Erstaunen und Betrübniß erfüllt. Alle Verwandten des Verbrechers umringten den Vater, beschworen ihn, seinen Sohn zu verschonen. Seine Mutter nahm ihre Zuflucht zu den Vornehmsten ihrer Familie, die Blake hieß, und bewegte sie endlich, daß sie aus Liebe zur Ehre ihres Geschlechts, ihn zu retten versprachen. Sie bewafneten sich, um ihn aus dem Kerker zu befreyen. Aber der Vater erfuhr's, und ließ ihn

in sein eigen Haus bringen, das mit Gerichtsbedienten umgeben wurde. Der Henker mußte ihm in seiner Gegenwart den Strick an den Hals befestigen. — „Du hast nur noch wenig Augenblicke zu leben, mein Sohn! wende sie an, Deine Seele zu retten — und nun — noch diese Umarmung — die lezte — von Deinem unglücklichen Vater.“ — Der Strick wurde fest an ein Fenster angemacht; die Henker mußten scharf an dem Körper ziehen — in wenig Augenblicken war sein Sohn dahin. — Unter jenem Fenster in Lombard Street sieht man noch heut zu Tage einen Hirnschädel und Gebeine, die der Unerbittliche in schwarzen Ma[illegible]or graben ließ.
(London Chronicle, May. 8 — 11, 1779. p. 444.)

H.

V.

Naturgeschichte.

Betrachtungen über das Stachelschwein.

Der Graf Turin, Ritter des heil. Ludwigs, und Hauptmann der Dragoner, ein Kenner und Beobachter der natürlichen Geschichte, und Besitzer vieler natürlichen Seltenheiten, hat diese Nachrichten in dem Journal de physique von 1778 bekannt gemacht. Er kaufte zwey Stachelschweine, die sich gar bald miteinander begatteten; das Liebesgeschrey des Weibchens war ein Ton, den man durch Buf, Buf! übersetzen konnte, und es verließ seinen Kasten nie lieber als des Nachts, und wenn die Son-

ne untergegangen war, es schien das Licht dieses Gestirns zu scheuen, und kehrte mit Anbruch des Tages in seine Wohnung zurück, wo es einen Theil des Tages mit Schlafen zubrachte. Endlich kam das Weibchen mit zwey Kleinen nieder, das eine todt, das andre lebendig, beide hingen noch durch die Nabelschnur mit der Mutter zusammen, und das Lebende gieng hin und her, so weit es die Länge der Schnur verstatten wollte, ohne daß die Mutter darüber beunruhigt schien. Sie schien es mehr über ihr todtes Junges, das sie mit den Zähnen bey den Pfoten zu sich zog, und ihm darüber die fünf Zähen der einen Vorderpfote abriß. Man that sie in ihr Behälter, und bald darauf fand man weder Schnur noch Nachgeburt mehr; vermuthlich daß sie alles verschlucket hatte. Das Männchen schien das Junge lieber zu haben, als die Mutter. Es schlief immer auf dem Hals des Vaters, wenn es nicht beym Saugen eingeschlafen war, wie ihm oft begegnete. Die Mutter, auf dem Bauch und ihren vier Pfoten liegend, (die Stellung, worin diese Thiere schlafen) ließ es saugen, so lange es wollte, schlief sogar darüber ein, und wurde nicht im mindesten davon inkommodirt. Das Junge hatte schon Stacheln, 2 2 Linien lang, einige weiß, einige schwarz, und andere weiß und schwarz gerieft. Wenn man ihm, selbst als es noch an der Nabelschnur hing, zu nahe kam, so sträubte es seine Stacheln, wie Vater und Mutter, und bewegte sie mit einem gewissen Zittern, daß ein sehr empfindliches Kützeln in der hohlen Hand hervorbrachte. Man muste es mit Vorsicht anrühren, wenn man nicht bis aufs Blut gestochen seyn wollte, und vier oder fünf Tage nachher durfte man es gar nicht mehr anrühren. Die Stacheln dieses Thieres verursachen ihm weder Unbequemlichkeiten noch Schmerzen, wie einige Schriftsteller behauptet haben. Wenn sie beym Umherlaufen dem Verfasser

fasser zwischen den Beinen durchliefen, legten sie die Stacheln die Länge nach nieder, und thaten ihm kein Leid. Ihre Stacheln drücken sich so platt an, daß sie der Verfasser, unter den Querhölzern von Stühlen, die nicht fünf Zoll hoch vom Boden entfernt waren, durchlaufen, und ihre Stacheln stark anstreichen sah, ohne zu grunzen; dies thun sie nur, wenn sie fürchten, daß man sie Leid thun will. Eben so wenig schießen sie ihre Stacheln von sich, wie einige behauptet haben. Es ist wahr, daß diese Stacheln leicht in der Haut sitzen, und also leicht ausfallen, aber ihre Wunden sind weder tödlich noch gefährlich; der Wiederhaken an der Spitze verursacht sie, und sie heilen von selbst. Ueberhaupt sind diese Thiere nicht boshaft. Sie fressen aus der Hand, und kommen, wenn man sie ruft. Das Weibchen hat vier Brüste; sie schlafen in einer Jahreszeit nicht stärker als in der andern, und fressen im Winter so stark wie im Sommer. Brodtkrumen, Früchte, Gartenwurzeln sind die Nahrung dieser Thiere, und sie saufen niemals.

Ausmessung des jungen Stachelschweins, im Augenblick seiner Geburt.

	Zoll.	Linien.
Von der Nasenspitze bis zur Wurzel des Schwanzes.	9.	6.
Länge des Schwanz-Stumpfs.	1.	—
Umfang des Körpers, hinter den Vorderbeinen genommen.	6.	—
Umfang desselben an seinen hindersten Theil.	7.	9.
Länge des Beins von Ellenbogen an bis zum Gelenk.	1.	6.
Vom Gelenk bis zur Zäh-Spitze.	1.	6.
Breite der Vorderpfote.	—	9.

Länge

	Zoll.	Linien.
Länge des Hinterbeins von den Hüftknochen bis zum Gelenk.	1.	8.
Breite der Hinderpfote	—	9
Länge der Nägel.	—	3
Entfernung der Zitzen.	—	4
Entfernung der Zitzen von der einen Seite zur andern, unter dem Bauche weg.	2	10½
Ueber dem Rücken weg.	3	1½
Länge der Stacheln.	1	10
Die Scheide der Ruthe ist konisch, und lang	1	—

Der Herr Graf bittet alle Liebhaber der Naturgeschichte um ihren Beystand, ihm fremde Thiere für seine Menagerie auf seine Kosten zu verschaffen. Seine Adresse ist: Au Chateau de Glaye, par la Ferté-Bernard, province de Maine.

VI.

Anekdoten.

Ein christlicher Kaufmann vertraute einem türkischen Kameeltreiber eine sehr beträchtliche Ladung von seidenen Gütern an, um sie von Aleppo nach Konstantinopel zu schaffen; eine Krankheit, die ihn unterwegens überfiel, verhinderte ihn, der Karavane zu folgen, und sie langte vor ihm an. Der Kameeltreiber, der sich einbildete, daß der Christ gestorben sey, verkaufte die Waaren, und änderte seine Handthierung. Kurz darauf traf der Kaufmann in Konstantinopel ein, und foderte seine Stoffe. Der

Türke stellte sich, als ob er ihn nicht kenne, und leugnete, daß er jemals Kameeltreiber gewesen. Die Sache wurde vor einem Kadi gebracht, der die Gründe von beyden Theilen anhörte, und sie von sich ließ. Indem sie fortgiengen, trat er ans Fenster, und rief: „Kameeltreiber! auf ein Wort!" Der Türke vergaß, daß er dieses Handwerk niemals getrieben zu haben vorgegeben hatte, und kehrte um. Der Kadi ließ ihn hierauf die Bastonnade geben, bis er den Betrug bekannte, und er mußte nicht allein dem Kaufmann die entwandten Güter, sondern noch dazu eine ansehnliche Geldbuße bezahlen.

Einem General, der in Deutschland und Italien geschlagen worden war, malte man eine Trommel über die Thür, mit der Unterschrift! „Ich werde von beyden Seiten geschlagen."

Ein Officier spielte bey der Belagerung von Oudenarde mit großem Glück gegen seinen Obersten. Dieser hatte alles verloren, und wollte eben, dem Glück zum Possen, dasjenige, was ihm noch übrig war, einen Gehalt von 800 Livres daran wagen, als ihm der Officier vorschlug, seinen ganzen Verlust, 24000 Livres ausgenommen, quitte à deux zu spielen. Der Oberste war es sehr wohl zufrieden; Gut, fuhr jener fort, und zog eine Handvoll Geld aus seiner Tasche; gerade oder ungerade? „Ungerade!" rief der Oberste — „Getroffen!" sagte der Officier, und steckte das Geld in die Tasche, das gerade war.

Im zwölften Jahrhunderte machte ein Schwärmer, Namens Eon, viel Aufsehens. Wegen der groben Aehnlichkeit, die er zwischen seinem Namen, Eon, und dem Wor-

Worte Eum zu finden glaubte, das in dem Schluße der Exorcismus-Formel, per Eum qui venturus est judicare vivos & mortuos vorkommt, hielt er sich für den Sohn Gottes. Er bekam großen Anhang, und entging glücklich den Nachstellungen verschiedner Obrigkeiten, bis ihn endlich der Erzbischof von Rheims gefangen kriegte. Sein Verhör ging auf dem Concilio zu Rheims vor sich, das den 22sten März 1148 anberaumt war. Der Pabst Eugenius III, führte den Vorsitz. Eon antwortete blos auf alle Fragen, „daß er der sey, der gekommen wäre, „zu richten die Todten und Lebendigen.“ Da er sich auf eine Art von zweyzinkigter Gabel stützte, so frug ihn der Pabst, was diese Gabel bedeute? „Das ist ein großes „Geheimniß, (antwortete der Schwärmer) so lange ich „die beyden Zinken gen Himmel gerichtet halte, ist Gott „im Besitz von zwey Drittheilen der Welt, und überläßt „mir das andere Drittheil; kehre ich sie aber gegen die „Erde, so besitze ich die zwey Drittel, und er den Rest.“ Man hatte an dieser Antwort genug, und verdammte ihn zum ewigen Gefängniß, wo er bald darauf für Elend starb.

Der Hauptmann Frangir, Stadthalter von Fontarabien, wurde 1525 verurtheilt, seines Adels entsetzt zu werden, weil er diesen Platz den Spaniern übergeben hatte. Hierbey wurde folgendes beobachtet. Man wapnete ihn vom Kopf bis zum Fuße, und brachte ihn auf ein Gerüste, wo zwölf Priester saßen; nachdem man ihm sein Urtheil vorgelesen hatte, das ihn „für einen Eidbrüchigen, Ehrlosen und Verräther“ erklärte, huben sie an, die Todtenmesse zu singen. Bey Endigung eines jeden Psalmen machten sie eine Pause, während welcher ihm ein Waffenherold ein Stück seiner Rüstung abnahm, und dazu überlaut ausrief, „dies ist der Helm des Feigen! dies sein „Schild!“ rc.

„Schild!“ ꝛc. Beym lezten Psalm goß man ihm ein Becken mit warm Wasser über den Kopf, und ließ ihn an einem unter den Achseln durchgezognen Seil vom Gerüste auf eine Schleife herunter, die mit einem Leichentuche bedeckt war. Man trug ihn in die Kirche, wo die Priester den Psalmen, Deus laudem meam ne tacueris über ihn absungen, und übergab ihm alsdenn seiner Schande und seinem Schicksale.

Als Fontenelle Rouen verließ, besaß er ein sehr beträchtliches Vermögen, das ihm blos seine Talente und seine Schriften erworben hatten. Es bestand in 21000 Livres Einkünfte, 80000 Livres an baarem Gelde, einem große", meublirten Hause, und einer Bibliothek.

Fontenelle sah sich ohngefähr mit einer sehr hübschen Dame allein, und zog hurtig die Klingel an. Auf der Stelle kamen ihre Bediente, **Ach, Madam!** sagte Fontenelle zu der verwunderten Schöne, **wär ich nur nicht achtzig Jahr alt!**

Ein andermal besuchte er des morgens, in seinem 92sten Jahre, ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer; man meldete ihn, und die Dame erschien in ihrem Nachtkleide: „Sie sehen, mein Herr, sagte sie zu ihm, „daß man Ihnen zu Gefallen aufsteht!“ — **Ja,** antwortete der Greis, **aber einen andern zu Gefallen legen Sie sich nieder, und das bringt mich außer mich!**

Ein Bischof frug eines Tages den Dichter Piron in einem Tone, der einen Lobspruch zu wünschen schien: „Haben Sie meinen Hirtenbrief gelesen, Herr Piron?“ — Nein,

Nein, Ew. Hochwürden, antwortete dieser: aber Sie?

Unter der Regierung Philipps des Zweyten hatte ein Edelmann das Unglück, daß er bey einer nächtlichen Renkontre in einer Straße von Madrid seinen Gegner ums Leben brachte. Er floh also unter die Halle einer Kirche, als zu einer geheiligten Freystätte, bis er im Stande seyn würde, sich zu rechtfertigen. Indem er sich von ohngefähr an die Thüre lehnte, erstaunte er, als er ein helles Licht in der Kirche wahrnahm. Er hatte Muth genug, auf das Licht loszugehn, aber tödliches Schrecken ergriff ihn bey dem Anblick einer weiblichen Figur, die ganz weiß gekleidet aus einer Gruft heraufstieg, und in der Hand ein bluttriefendes Messer hielt. — „Was wollt Ihr hier?" — rief sie mit wilden, verirrten Blick und rauher dräuender Stimme, indem sie sich ihm näherte. Der arme Edelmann, der sie, ehe sie redete, für ein Gespenst gehalten hatte, zitterte am ganzen Leibe, und bekannte freywillig seine ganze Geschichte ohne Zurückhaltung. — „Du bist in meiner Gewalt, rief sie ihm wieder zu, aber fürchte Dich nicht vor mir, ich bin eine Mörderin, wie Du. Ich bin aus vornehmen Geschlecht; ein niedriger, eydvergeßner Mann hat mich zu Grund gerichtet, und sich gebrüstet mit seinem Sieg über meine Schwäche und Leichtgläubigkeit. Doch nicht lange! Ich habe ihn ermordet. — Aber dieses Opfer war zu gering für betrogne, beschimpfte Liebe; ich habe den Küster bestochen; bin in seine Gruft gestiegen, hab ihm sein falsches Herz aus dem Leibe gerissen, und — so thu' ich mit dem Herz eines Verräthers." — Indem sie das sagte, riß sie's mit beyden Händen auseinander, und trat es mit Füßen. —

VII.
Briefe.

Lettres de M. de Voltaire à M. Helvetius.

Lettre premiere.

Mon jeune Apollon, j'ai reçu votre charmante Lettre. Si je n'étais pas avec Madame du Chatelet, je voudrais être à Montbar. Je ne sais comment je m'y prendrai pour envoyer une courte & modeste réponse que j'ai faite aux Anti-Newtoniens. Je suis l'Enfant perdu d'un parti dont M. de Buffon est le chef, & je suis assez comme les Soldats qui se battent de bon cœur sans trop entendre les intérêts de leur Prince. J'avoue que j'aimerais infiniment mieux recevoir de vos Ouvrages que vous envoyer les miens. N'aurai-je point le bonheur, mon cher ami, de voir arriver quelque gros paquet de vous avant mon départ? Pour Dieu! donnez-moi au moins une Epitre. Je vous ai dédié ma quatrieme Epitre sur la modération; cela m'a engagé à la retoucher avec soin: vous me donnez de l'émulation, mais donnez-moi donc vos ouvrages. Votre Métaphysique n'est pas l'ennemie de la Poësie. Le Pere Malebranche était quelque

fois

fois Poëte en prose; mais vous, vous savez l'être en vers. Il n'avait de l'imagination qu'à contre tems.

Madame du Chatelet a emmené avec elle à Paris son Kœnig, qui n'a de l'imagination en aucun sens; mais qui, comme vous savez, est ce qu'on appelle grand Métaphysicien. Il sait à point nommé de quoi la matiere est composée, & il jure, d'après Leibnitz, qu'il est démontré que l'étendue est composée de monades non étendues, & la matiere impénétrable composée de petites monades pénétrables. Il croit que chaque monade est un miroir de son univers. Quand on voit à tout cela, on merite de croire aux miracles de S. Paris. D'ailleurs, il est bon Géométre, comme vous savez, & ce qui vaut mieux, très-bon garçon. Nous irons bientôt philosophes à Bruxelles ensemble; car on n'a point sa raison à Paris; le tourbillon du monde est cent fois plus pernicieux que ceux de Descartes. Je n'ai encore eu ni le tems de penser, ni celui de vous écrire. Pour Madame du Chatelet, elle est toute différente: elle pense toujours, elle a toujours son esprit, & si elle n'a pas écrit, elle a tort. Elle vous fait mille complimens, & en dit autant à M. de Buffon.

Adieu, mon cher ami; envoyes-moi donc de ces vers, dont un seul dit bien des choses. Faites ma cour, je vous prie, à M. de Buffon; il me plaît tant que je voudrais bien lui plaire. Adieu, je suis à vous pour le reste de ma vie.

Lettre

Lettre II.

Mon cher Rival, mon Poëte, mon Philosophe, je reviens de Berlin, après avoir essuyé tout ce que les chemins de la Westphalie, les inondations de la Mense, de l'Elbe & du Rhin, & les vents contraires sur la mer ont d'insupportable, pour un homme qui revole dans le sein de l'amitie. J'ai montré au Roi de Prusse votre Epitre corrigée; j'ai eu le plaisir de voir qu'il a admiré les mêmes choses que moi, & qu'il a fait les mêmes critiques. Il manque peu de chose à cet Ouvrage pour être parfait. Je ne cesserai de vous dire que si vous continuez à cultiver un art que semble si aisé & qui est si difficile, vous vous ferez un honneur bien rare parmi les Quarante, je dis le Quaranté de l'Académie, comme ceux des Fermes.

Les *Institutions Physiques* & *l'Anti-Machiavel*, sont deux monumens bien singuliers. Se seroit-on attendu qu'un Roi du Nord & une Dame de la Cour de France, eussent honoré à ce point les Belles Lettres? Prault a du vous remettre, de ma part, un Anti-Machiavel. Vous avez eu la Philosophie Leibnitienne de la main de son aimable & illustre Auteur. Si Leibnitz vivait encore, il mourrait de joie de se voir ainsi expliqué, ou de honte de se voir surpassé en clarté, en méthode & en élégance. Je suis en peu de chose de l'avis de Leibnitz: je l'ai même abandonné sur les forces vives: mais après avoir en tout, ou presque tout ce qui a été fait en Allemagne sur la Philosophie, je n'ai rien vu qui approche, à beaucoup près, du Livre de Madame du Chatelet. C'est une chose très-honorable pour son sexe & pour la France. Il est peut-

peut-être honorable pour l'amitié d'aimer tant les gens qui ne sont pas de notre avis, & même de quitter pour son adversaire un Roi qui me comble de bontés & qui veut me fixer à sa Cour par tout ce qui peut flatter le goût, l'intérêt & l'ambition. Vous savez, mon cher ami, que je n'ai pas en grand mérite a cela & qu'un tel sacrifice n'a pas du me coûter. Vous la connaissez; vous savez si on a jamais joint à plus de lumieres, un cœur plus généreux, plus constant & plus courageux dans l'amitié. Je crois que vous me mépriseriez bien, si j'étais resté à Berlin. M. Gresset qui, probablement, a des engagemens plus légers, rompra sans doute ses chaînes a Paris, pour aller prendre celles d'un Roi. J'ai bien dit, à Sa Majesté Prussienne, que Gresset lui plairait plus que moi; mais que je n'étais jaloux, ni comme Auteur, ni comme Courtisan. Sa maison doit être comme celle d'Horace: *Est locus unicuique suus.* Pour moi, il ne me manque à present que mon cher Helvetius: ne reviendra-t-il point sur les frontieres? N'aurai-je point encore le bonheur de le voir & de l'embrasser?

Lettre III.

Mon cher & jeune Apollon, mon Poëte Philosophe, il y a six semaines que je suis plus errant que vous. Je comptais de jour en jour repasser par Bruxelles, & y relire deux piéces charmantes de poësie & de raison sur lesquelles je vous dois beaucoup de points d'admiration & aussi quelques points interrogans. Vous êtes le génie que j'aime & qu'il fallait aux François. Il vous faut encore

un peu de travail, & je vous promets que vous irez au sommet du Temple de la Gloire par un chemin tout nouveau. Je voudrais bien, en attendant, trouves un chemin pour me rapprocher de vous. La Providence nous a tous dispersés. Madame du Chatelet est à Fontainebleau; je vais peut-être à Berlin; vous voilà en Champagne. Qui sait, cependant, si je ne passerai pas une partie de l'hyver à Cirey, & si je n'aurai pas le plaisir de voir celui qui est aujourd'hui *nostri spes altera Pindi?* Ne seriez vous point à présent avec M. de Buffon? Celui-la va encore à la gloire par d'autres chemins, mais il va aussi au bonheur. Il se porte a merveille. Le corps d'un Athlète & l'ame d'un sage; je compte vous envoyer incessamment un exemplaires de l'Anti-Machiavel. L'auteur était fait pour vivre avec vous. Vous verrez une chose unique, un Allemand qui écrit mieux que bien des français qui se piquent de bien écrire; un jeune homme qui pense en Philosophe, & un Roi qui parle en homme. Vous m'avez accoutume, mon cher ami, aux choses extraordinaires. L'auteur de l'Anti-Machiavel & vous, sont deux choses qui me réconcilient avec le siécle; permettez-moi d'y mettre encore Emilie. Il ne la faut par oublier dans la liste, & cette liste ne sera jamais bien longue.

Lettre IV.

Mon cher Philosoph, je conviens avec vous que Boileau n'est pas un Poëte sublime; mais il a très bien fait tout ce qu'il voulait faire. Il a mis la raison en vers harmonieux & pleins d'images.

ges. Il est clair, conséquent, facile, heureux dans ses expressions. Il ne s'éléve guères, mais il ne tombe pas; & d'ailleurs ses sujets ne comportent pas cette élévation dont ceux que vous traitez sont susceptibles. Vous avez senti votr-talent comme il a senti le sien. Vous êtez Philosophe, vous voyez tout en grand. Votre pinceau est fort & hardi. La nature vous a mieux doué que Despréaux; mais vos talens, quelques grands qu'ils soient, ne seront rien sans les siens. Je vous précherai donc éternellement cet art d'écrire, que Despréaux a si bien connu & si bien enseigné; ce respect pour la langue, cette suite d'idées, ces liaisons, cet art aisé, avec lequel il conduit son lecteur, ce naturel qui est le fruit du génie. Envoyez-moi, mon cher ami, quelque chose d'aussi bien travaillé, que vous imaginez noblement. Soyez persuadé que la sublime Philosophie peut fort bien parler le langage des Vers. Elle est quelquefois poëtique dans la Prose du pere Mallebranche. Pourquoi n'acheveriez-vous pas ce que Mallebranche à ébauché? C'était un Poëte manqué, & vous êtes né Poëte.

VIII.

Biographie.

Coypel: von R — d.

Carl Anton Coypel, der vierte berühmte Maler dieses Namens, wurde zu Paris 1694 geboren, und

starb daselbst 1752 im acht und funfzigsten Jahre. Die Familie des Coypel's war von langen Zeiten her im Besitz eines großen Ruhms in der Malerkunst. Noel Coypel, der Großvater, war Direktor der Akademie zu Rom; Anton Coypel, der Vater, erster Maler des Königs und des Herzogs von Orleans, imgleichen Direktor der Maler- und Bildhauerkunst; und Noel Niklas Coypel, der Onkel, Professor bey dieser Akademie. Anton Coypel wurde im zwanzigsten Jahre in die Akademie der Malerkunst aufgenommen, wo er schon verschiedene Gemälde von großem Verdienst verfertigt hatte; sein Sohn, dem er seinen Namen, seine Talente, seine Kentnisse und Tugenden hinterließ, genoß eben des Glücks im 21sten Jahre: er wurde erster Maler des Herzogs von Orleans, und 1747 des Königs. Ohngeachtet ihm seine Einsichten und persönliche Eigenschaften schon vorher bey Prinzen und Großen willkommen gemacht hatten, so vermehrte doch diese lezte Ehrenstelle noch seinen Kredit, und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er den Hrn. von Tourarhem, der zu solchen Opfern groß genug dachte, bewog, dem Titel eines Protektors der Akademie zu entsagen, der, bis dahin, mit dem Amte eines Oberaufsehers der Gebäude verbunden gewesen war, damit die Malerakademie, wie die übrigen, unter dem unmittelbaren Schutz des Königs stehen möchte. Auch errichtete er eine Vorbereitungsschule zu Paris für die jungen Lehrlinge, die nach Rom giengen, wo sie die Geschichte studirten, und sich unter geschickten Meistern übten. Ihm verdankt man gleichfalls die Ausstellung der Gemälde des Königs zu Luxembourg: nur Schade, daß das Projekt nicht ganz ausgeführt wurde. Er hatte, wie alle Männer vom Ruf, Neider und Nebenbuhler, allein seine Nebenbuhler waren seine Freunde; seine Bescheidenheit zog sie an sich, und er versagte ihnen seine Achtung nicht. Seine Stelle

als

als erster Maler des Königs näherte ihn dem Hof, und machte ihn genauer mit der Königinn und dem Dauphin bekannt. Die Königinn gab ihm oft zu thun, und er mußte Heilige und andre Andachtsbilder für sie malen. Als sie bey ihrer Wiederkunft von Metz über ihrem Kamin ein Gemälde fand, das Frankreich vorstellte, wie es dem Himmel für die Rettung des Königs dankte, wurde sie so davon gerührt, daß sie ausrief: „Kein Mensch als mein „Freund Coypel ist einer solchen Galanterie fähig!“ und in der That rührte sie auch von ihm her. Der Dauphin schloß sich oft mit ihm ein. Er selbst fertigte die Zeichnung zu dem lezten Gemälde des **Coypels**, dem Sultan in seinem Serail. Sein Tisch lag immer von den Manuskripten dieses Künstlers voll, die er auf seine Kosten wollte auflegen lassen. Der Tod des Verfassers verhinderte ihn daran, und als ihn der Prinz erfuhr, sagte er überlaut an der Tafel: „Ich habe in einem Jahre drey von meinen Freunden verloren!“ — — **Coypel** schien mehr für andre als für sich zu arbeiten; er war ein guter Herr, guter Verwandter, guter Freund, und verläugnete sich niemals. Sein Vater enterbte sich zum Besten seiner Geschwister aus einer andern Ehe, und der Sohn that ein Gleiches in Ansehung seines Bruders, indem er ihn alle Vortheile des **Bidaultschen** Vermächtnisses abtrat. **Coypel** war Verfasser einer Menge Schauspiele, zu deren Vorlesung man sich, ohne geschminkten Beyfall, blos aus freundschaftlicher Theilnehmung und Ueberzeugung ihres innern Werths, drängte. Die meisten wurden auf der gesellschaftlichen Bühne der Madame **Marchand**, und im **Mazarinischen** Collegio gespielt, für die sie eigentlich verfertigt waren. Von ihm ist auch der **Don Quichotte**, von dem wir eine handschriftliche Uebersetzung des Herrn Ekhofs besitzen. Aber es flossen nicht blos Schauspiele aus der Feder des Coy-

 pels,

pels, sondern auch einige Abhandlungen über die Malerkunst, und akademische Vorlesungen, welche leztere gedruckt sind. Er selbst schrieb das Leben seines Vaters, und dieser Aufsatz zeichnet sich sowohl durch die feine Art, wie er seinen Vater beurtheilt, als auch durch die Bescheidenheit aus, mit der er von sich selber spricht. Sein Umgang wurde sehr gesucht. Eine ungeheure Menge Briefe sind der Beweis davon. Sonderlich war er der Liebling einer kleinen Cotterie, wo Talente, Kenntnisse und Fröhlichkeit, ohne Eifersucht, Stolz und Ausschweifung beyeinander waren: Unter die Zahl ihrer Mitglieder gehörten die H. H. Caylus, Helvetius, Mirabeau, Marivaux, Mamsell Quinaut, Madam Marchand, und viele andere: sie kamen wechselsweise zu einem kleinen Abendessen zusammen, das nicht mehr als funfzehn Livres kosten durfte. Coypel besaß die Tugend einer edlen Freygebigkeit. Er ließ auf seine Kosten ein Haus, das bey einer Ueberschwemmung niedergerissen worden war, weit bequemer und schöner aufbauen, ohne daß der arme Besitzer desselben erfuhr, wem er diese Wohlthat zu verdanken habe. Er legte jährlich 2000 Livres von seinen Renten, zu milden Werken, in einem besondern Beutel zurück, und bat den Herzog von Orleans, den Aufwand der Kutsche, die ihm dieser Prinz hielt, zu Allmosen anzuwenden. Der Herzog von Orleans schäzte ihn ungemein. Dieser Prinz konnte die warmen Zimmer nicht leiden, wenn aber Coypel zu ihm kam, so befahl er allezeit, stark Feuer anzumachen, „denn, (sagte er) er ist frostig!" Eben dieser Herr verfertigte ein Gedicht, zeigte es dem Künstler, und frug ihn, ob er es drucken lassen könne? Coypel war aufrichtig genug, „nein", zu sagen, und der Prinz zerriß es, und warf es ins Feuer.

Eine ähnliche Anekdote von dem Herzog von Orleans, dem Regenten, gegen Anton Coypel, dem Vater, verdient hier noch zum Schluß angeführt zu werden. Der Regent wuste, daß Coypel, einiger Verdrießlichkeiten wegen, gesonnen war, einen Ruf nach England anzunehmen. Er fuhr also an einem Morgen, ganz allein, ohne Gefolge, in einem Fiacre, vor seine Thür, und ließ ihn, unbekannterweise, herunterrufen; „Steigen Sie ein, redete er den Künstler an, der über diese Erscheinung ganz verblüfft war, wir wollen zusammen spatzieren fahren; Sie sind verdrießlich, und ich will versuchen, ob ich Sie aufgereimt machen kann.“ Man kann leicht denken, daß dieser Zug Coypeln Verdruß und England vergessen machte.

IX.

Kunstnachrichten.

Betrachtungen über verschiedne Gemälde, in Briefen.

Aus dem Dänischen übersezt. *)

Aber warum konnten Sie auch nicht in die Stadt kommen, so lange die Gemäldeausstellung **) währte? Ich kenne Ihr warmes Gefühl für schöne Werke der Kunst, und hätte Sie so gerne bey mir gewünscht, als ich

*) S. Det Almind. Danske Biblioth. N. 2. 1778.

**) Bey der Königl. Dänischen Maler- Bildhauer- und Baukunst-Akademie.

ich mich im Gemäldesaal umsah. Niemals bin ich noch so glücklich gewesen, eine solche Gesellschaft zu haben, und Sie wissen wohl, was jene französische Dame sagte, daß man das Schöne, das Gute niemals vollkommen genießt, wenn man nicht jemand hat, zu dem man sagen kann: Wie gut, wie schön ist das! — Es versteht sich, daß ich aber nicht darauf ausging, diesen Spruch dort anzubringen; denn dazu war Gelegenheit genug; ich fand genug Gaffer, qui se regardaient l'un l'autre au nez, après avoir fait un grand Ah! aber ihre Bewunderung schwebte auch nur auf den Lippen. Hier sende ich Ihnen ein Verzeichniß, aus dem Sie finden werden, welche Stücke dort zu sehen waren, und nun will ich Ihnen sagen, was ich gesehen habe. Sie wissen, daß ich, für meinen Theil, der Malerey den Vorzug vor den andern Künsten einräume; dieß ist mein eigner Gout — Geschmack, dünkt mich, paßt hieher nicht — der ohne Zweifel daher rührt, daß ich von Jugend auf viele gute Schildereyen, und hingegen nur selten vortrefliche Arbeiten in den andern Künsten gesehen habe. Wieder finde ich in meiner Lieblingskunst den meisten Gefallen an Historienmalerey, und mache deswegen in meiner Erzählung den Anfang mit demjenigen, was ich in diesem Fach gesehen habe. Zuerst also von den drey großen Stücken des Herrn Prof. **Mendelberg.**

Das eine stellt die für Troja so unglückliche Schlacht vor, in der Achilles fiel. Auf linker Hand Patroclus ganz entkleideter Leichnam, von zwey Soldaten getragen; ein schöner junger Leichnam, noch mit einem kleinen Rest von Farbe eines Lebenden und Biegsamkeit; der rechte Arm hängt hinab, der linke ruht auf der Brust. Der ungezwungne Kontrast zwischen ihm und den beyden geharnischten Kriegern, thut eine sehr gute Wirkung. Auf rechter Hand Flucht und zwey Soldaten die mit glühender Hitze

den

den Flüchtigen nachsetzen; bleiches Entsetzen auf den Gesichtern der lezten. Das Antlitz des Vornehmsten unter den Verfolgenden sieht man nicht; er steht mit dem einen Fuß auf einem gefallnen Pferd, und scheint wie sein Waffenbruder sehr eifrig auf die Verfolgung der Feinde. Jezt von dieser grausenvollen Scene zu einer andern nah dabey, wo Hektors Leichnam nach Troja gebracht wird; mein Lieblingsstück im ganzen Saal. Den Wagen, auf dem er liegt, sieht man halb von hinten, so auch der ganze Leichnam, der mit kein Purpurkleid bedeckt ist. Man sieht, er ist schon lange tod; die schauervolle Bläße und die Steifheit im Ganzen sagen's. Priamus auf seinem Wagen, den er selbst lenkt, ist die zwote Hauptfigur; Alter und Gram auf seinem Antlitz. Unmöglich kann man ihn ohne inniges Mitleid sehen, den unglücklichen König und Vater, der hier denjenigen bringt, der Troja's Hofnung war, den besten Sohn, jezt einen todten Leichnam, den er noch dazu von dem abscheulichen Ueberwinder erkaufen mußte. Ein Haufen Trojaner kömmt dem Traueraufzug entgegen, und das Thor steht offen, ihn einzulassen. Zwo Figuren unterscheiden sich von der Menge, aber sie scheinen eher — vornämlich die männliche zur Rechten des Wagens — — Abscheu denn Betrübniß auszudrücken. Die weibliche zeigt mehr Schrecken. Diese lezte ist übrigens gut angebracht, um durch die leichte Lokalfarben in ihrer Draperie diesen Theil des Gemäldes etwas von dem Finstern zu benehmen, das es sonsten haben würde, indem es stark im Schatten liegt. Unter der Gruppe von Figuren, die sich im Schatten der Mauern verlieren, sieht man einen alten Mann, der mit beyden Händen sein graues Haar ausrauft. Er schien mir so wahrer Ausdruck von Gram, der bis zur Verzweiflung stieg, zu seyn, daß ich diese Figur nicht um Vieles hätt' vermissen mögen. Ja, dachte ich, so hat eben der Priamus, den wir hier sehen, in der stillen

Majestät des Kummers, so hat er sich auch geberdet, als man ihm sagte: Hektor ist nicht mehr! als man ihm sagte, daß ihn der wilde Sieger um Trojans Mauern herumschleife. Aber so durfte ein König nicht gemalt werden; das ist ein Auftritt für ein einsames Gemach, den man der Welt nicht sehen lassen darf. Doch war es gut, die Idee in uns zu erwecken, und hierzu konnte ein Mann aus dem Volke gebraucht werden, bey dem es nicht unanständig war. Ob der Künstler hierauf Rücksicht nahm, als er die Figur hieher sezte, weiß ich nicht: aber er hat vielleicht die nämliche Idee gehabt, ohne sich deren völlig bewußt zu seyn. Eben so findet man in den Werken der Dichter öfters eine nachahmende Harmonie in einem Vers, die der Verfasser nicht mit Vorbedacht hineingelegt hatte. Ganz im Vordergrund sitzen zwo junge weibliche Figuren, die ganz gleichgültig, und nichts als Neugierde zu empfinden scheinen. Ich weiß nicht, ob ich recht habe, wenn ich sie hinweg wünsche. Wenn auch der Künstler einen Sarkasmus im Sinne hatte, und zeigen wollte, daß es selbst bey den traurigsten Auftritten des Lebens solche nur halbmenschliche Seelen gebe, die da nichts anders als Gegenstände für ihr neugieriges Auge sehen, so glaub ich doch, daß dieser Spott hier am unrechten Ort stehe. — — Als ich nun so da stand, und diese Stücke betrachtete, konnte ich mich unmöglich eines Gedankens erwehren, der, so sehr er auch Allgemeinort ist, mich dennoch empfindlich rührte. Auf der ersten Schilderey erscheint Hektor — wenigstens glaub ich, daß er es ist, der jenen Flüchtigen nacheilt — im Stolz des Ueberwinders, wie alles vor ihm weicht, und sein bloser Anblick Schrecken verkündigt. Da rauscht er hin in aller seiner Stärke im Kampf für Vaterland und Aeltern, Gattin und Sohn. Leben und Muth schwellt seine Adern und seine starke Muskeln. Auf der andern Schilderey liegt er da, leblos,

leblos, entehrt durch die Grausamkeit der Griechen, ein trauriges, warnendes Beyspiel vom Fallen menschlicher Größe. Dieser traurige Wechsel erfüllte mich, so oft ich die Schilderey betrachtete, mit sehr ernsthaften Gedanken, und so gieng ich gern davon hin zu Friedrichs Grabmal Doch davon will ich zulezt reden. — Auf dem dritten Gemälde bittet Priamus um den Leichnam seines Sohns. Ich glaube, die Geschichte selbst hat mich gegen dieses Stück eingenommen. Mein Gefühl hat jederzeit widerstrebt, wenn ich mich in diese Situation hineindenken wollte: Ein Achill, kaum Jüngling, dessen einzige gute Eigenschaft Tapferkeit ist, sonsten wild wie ein Huron, sizt da, und sieht einen alten ehrwürdigen König vor ihm knien, sieht einen Vater, den er auf das höchste betrübte, dessen Gram er durch die unmenschliche Behandlung des todten Körpers noch mehr verbittert hat, und läßt sich nur durch große Geschenke bewegen, dem Unglücklichen seine Bitte zu gewähren. Wie gesagt, die Situation ist mir zu abscheulich, und das war auch wohl die Ursache, daß die Schilderey meine Aufmerksamkeit nicht lange auf sich heftete. Vielleicht kam es auch daher, weil mir Priams Antliz unädel, und Achills Stellung unnatürlich zu seyn schien. Aus diesem Grunde mag es auch wohl herrühren, daß es mich dünkte, als hätte Achill in seinem Lächeln, in seinen Mienen mehr etwas Widriges, etwas das Abscheu einflößt, als wäre seine ganze Figur zu klein, und allzusehr mit Schatten überladen.

Von eben dem Künstler war auch eine Skizze, welche die Versammlung vorstellte, in der Achill zuerst seinen Zorn ausläßt. Er hat den Augenblick gewählt, wo Minerva sein Haupt berührt, um seine Unbesonnenheit zurückzuhalten Beym Homer faßt sie ihn bey den Haaren, aber das durfte um derentwillen nicht gemalt werden, die alles lächerlich finden, bey dem sie einmal eine komi-

komische Nebenidee gehabt haben. Ihre Hand sinkt ganz leicht auf seinen Schädel nieder. Mich dünkt, ich hätte von Agamemnons, Achills und Nestors Gesichte, vornämlich von dem des leztern, etwas mehr erwartet. Aber es kann auch vielleicht bey der Ausarbeitung selbst noch hineingebracht werden.

Wie weitläufig ich bey diesen vier Stücken gewesen bin! Sind Sie meiner Schwazhaftigkeit überdrüßig? — Nun von Einem muß ich noch reden, und denn will ich Sie mit dem Uebrigen verschonen, woferne Sie selbst nicht mehr verlangen. Dieses ist des Hrn. Prof. Stanleys unvergleichliches Stück unter No. 148. Es ist unbeschreiblich, wieviel man an diesem Stück zu bewundern findet, die Erfindung, vornämlich aber die Anordnung einer so ungeheuren Menge von Figuren, welche das Auge gar nicht verwirren, sondern es ganz behaglich von einer großen Partie zur andern übergehen lassen, das Leben, die Handlung, in welche alle diese unzähliche Figuren gesetzt sind, so daß alles, wohin man immer sieht, in voller Thätigkeit ist; die Zeichnung des Details und die Haltung im Ganzen; die kekke Manier der Gebäude, die zum Hintergrunde dienen; die historische und antiquarische Kenntniß, die sich überall verräth — das alles macht das Gemälde zu einem wahren Meisterstück. Sie werden dagegen jene sorgfältige Auslegung einer jeden einzelnen Figur, die man in einem Werk wie dieses nicht finden kann, schwerlich erwarten. Wo alles groß seyn soll, kann und darf der Künstler sich nicht zu solchen kleinen Feinheiten herablassen. Ueberdieses könnte man es nur bey den Figuren im Vorgrund verlangen, deren Verhältniß ohngefähr ein Zoll ist; allein diese haben alle erforderliche Ausarbeitung, wiewol auch nichts mehr; und ich getraue mir zu sagen, daß eine sorgfäl-

tigere

tigere Bearbeitung der Wirkung des Ganzen geschadet haben würde. Nur noch etwas vom Detail! Der Triumphator selbst steht auf dem gewöhnlichen Siegerwagen, den vier Pferde ziehen; doch ist der Wagen nicht rund, wie er gemeiniglich abgebildet wird, sondern halbrund, ohngefähr so, wie die ältesten Streitwagen gemalt werden. In der rechten Hand hält er den Lorberzweig nach Plutarchs Beschreibung; die linke streckt er aus, wie jemand, der redet, womit auch sein Antlitz, welches ein wenig aufwärts gerichtet ist, übereinstimmt. Was des Künstlers Idee bey dieser Stellung gewesen seyn mag, weiß ich nicht; eher sollte man denken, sein Blick sollte gerade vor sich hinsehen, und seine Hand leicht auf dem Wagen ruhn. Aber vielleicht war Herr Stanley so voll von seinem Gegenstande, daß er sich seinen Emil, der fünf Tage vor dem Einzug seinen geliebten Sohn verloren hatte, so dachte, als sagte er zu sich selbst: „Was nützt mir alle diese Pracht, wenn ich selbst unglücklich bin!" Oder vielleicht wollte er ihm die Betrachtung anstellen lassen, daß eben dieses Volk, das ihn vormals das Konsulat abgeschlagen hatte, ihn jezt beynahe als einen Gott verehrte. Ohne Zweifel ist sein Gesicht zu jung für einen Mann, der bald 55 Jahr erreicht hat. Ein älters würde auch vielleicht auf dem Triumphwagen sich besser ausgenommen haben. Perseus und seine Familie, und sein Gefolge, alle in Fesseln, stellen Plutarchs Beschreibung im Leben dar. Ich weiß nicht, ob ich irre, aber mich dünkt, hier hat der Künstler eine Feinheit angebracht, die einen Meister verräth. Plutarch sagt, die drey königlichen Kinder wären, zu jung um die Last ihres Unglücks zu fühlen, bey dem Aufzug ganz gleichgültig gewesen. Die Prinzeßin ist hier größer als ihre Brüder vorgestellt, zum Beweis, daß sie älter ist. Sie tritt, mit gesenktem Haupt, aber ihre Brüder sehn auf-

aufwärts mit der vollkommensten Gleichgültigkeit. Wahrscheinlich hat der Künstler gedacht: etwas in ihrem reifern Alter, etwas dem gleich, daß Mädchenseelen früher, als der Geist des Jünglings, sich der Vollkommenheit nähern, treibt sie an, zu zeigen, daß sie fühlt, welche Schmach auf sie und ihr Geschlechte kam. — Der Antheil, den das Volk an dem Schicksal der Unglücklichen nimmt, ist mit vieler Wahrheit und reicher Mannichfaltigkeit ausgedrückt. Diese lezte Eigenschaft herrscht in der ganzen Komposition. Von unzähligen Figuren hat nicht eine ihre Stellung mit der andern gemein; man muß des Künstlers fruchtbare Erfindung bewundern, mit der er in eine solche Menge Abwechslung zu bringen mußte. Wo diese Mannichfaltigkeit nun nicht möglich war, wie bey den in mehrern Reihen folgenden Opferthieren, hat er sich des Rauchs bedient, der von einigen Altären und Rauchfässern emporsteigt, um das Einförmige in diesen Gruppen zu verhindern. Kurz, es ist ein Meisterstück, das verdient, von jedem Liebhaber der Kunst studirt zu werden, er mag nun bestimmt seyn, selbst darin zu arbeiten, oder er mag nur seinen Geschmack als Dilettante bilden wollen.

Ich bin müde, obgleich nicht überdrüßig, mehr zu schreiben. Sind Sie des Lesens nicht überdrüßig, so werd' ich Ihnen in einem nächsten Briefe mehr erzählen rc.

(Die Fortsetzung folgt.)

X.
Miscellanien.



1.
Ueber Maltha.

(Aus der Handschrift eines Reisenden.)

Die Insel Maltha ist nichts weiter, als ein weißlichter Felsen, der sich sehr leicht hauen läßt, der aber, wenn die Sonne darauf scheint, das Gesicht so erstaunlich angreift, daß man Conservirbrillen von blauem oder grünem Glas tragen muß. Deswegen findet man auch mehr Blinde zu Maltha, als anderswo, unerachtet man hier Personen antrift, die das schärfste Auge haben, das man sich nur denken kann, so daß sie das Wild sehen, ehe sie noch von ihm gesehn werden, und weil der Haase oder das Kaninchen, indem es sich entdeckt findet, in seinem Lager bleibt, aus Furcht, sich durch die Flucht noch kenntlicher zu machen, so bezaubern sie es gleichsam, und greifen es oft lebendig mit Händen. Die Kinder fangen auch zu Maltha eine Art wilder Tauben, die in den Klippen am Strande des Meeres nisten. Diese Jagd ist so gefährlich, daß sie durch die Gesetze verboten ist. Denn da diese Klippen eine Art von Wölbung bilden, und sich mit der Spitze herüberbeugen, so haben diese junge Leute die Verwegenheit, sich an ein Seil zu hängen, und so lange daran

hin

hin und her zu schwenken, bis sie den Ort erreicht haben, wo das Nest ist. Es steht der Kirchenbann und Leibesstrafe darauf, allein dies verhindert nicht, daß nicht täglich von diesen Tauben, die eine sehr gesuchte Speise sind, auf den Markt gebracht werden sollten. Die Früchte, welche die Insel hervorbringt, werden alle darin consummirt, ausgenommen die Granatäpfel und Pomeranzen nicht, die das beste Obst dieser Art sind, das man hat. Man erkennt die letzten an der Feinheit ihrer Haut. Es giebt welche, die inwendig ganz roth sind. Der Pommeranzenbaum, der auf Maltha am besten fortkommt, verschaft mit seinen Blüthen der Insel noch einen andern sehr einträglichen Handlungszweig. Die Einwohner brennen allerhand Wasser daraus, die sie um einen Spottpreiß verkaufen. Die Abricosen, die man Alexandrini nennt, und die Maltha eigen sind, geben ein vortrefliches Eingemachtes. Sie können alenthalben verführt werden. Die Zugemüse der Insel lassen sich nicht so gut transportiren, ausgenommen die Wintermelonen. Die kleinen maltheßischen Hunde (die grössere Art ist ausgegangen) bringen ebenfalls den Einwohnern, sonderlich den Armen, die sich mit ihrer Erziehung abgeben, ein Beträchtliches ein. Ihr Verstand gleicht ihrer Schönheit, welche hauptsächlich in der Länge ihrer seidnen Haare, ihrer Kleinheit, und ihrer Stumpfnase besteht, die ihnen gleich bey der Geburt eingedrückt wird. Man handelt hier auch mit Menschen; nemlich mit den Sklaven, die auf den Kreuzzügen des Ordens gefangen werden. Für die Ausfuhr aus der Insel wird dem Orden eine gewisse Summe vom Kopf bezahlt. Dieser Menschenmarkt, der für die Menschlichkeit ein so trauriger Anblick ist, hat seine Gesetze und Gebräuche. Mit den kleinen Maltheserkreuzen, die in den Seehäfen, sonderlich zu Marseille, von Manns- und Weibsper-

personen stark getragen werden, wird auch ein ansehnlicher Handel getrieben. So verfertigt man auch hier kleine Lustkähne auf Eine und mehr Personen, sehr sauber gearbeitet, und die Hauptstücke davon in Leinöl gekocht, um damit auf der See spatzieren zu fahren.

Die beste Beschreibung von Maltha ist die von Abola, mit den Noten des Grafen Ciantar. Besondre Ursachen haben die letzte Ausgabe, nach dem ersten Bande, verhindert.

2.

Johanna Gray an ihre Hinterlaßne.

Er ist vorüber — dieser schauervolle Augenblick — er ist hingeschwunden in die seeligen Stunden des Himmels! So verliert sich der nächtliche Duft der Violen in die stärkern Wohlgerüche der Morgenröthe. Dieser Augenblick — wie schrecklich für die Menschheit, die noch diesseits der Wohnung ihrer Glückseeligkeit wallet! Du mein Theuerster, Du mein Sidney weist es, wie ich ihm entgegensah, diesem mir so erfreulichen Augenblick! Ich war ganz Frölichkeit, ganz Ruhe, ganz stille Freude. Voll von Wonne und Entzücken küßt' ich das Schwerdt, das mein Leben enden sollte. Da bat ich für Marien, und für meine Mutter, und zuletzt für Dich. Dich schien meine Seele noch zu umfassen, als ich aus ihrer Wohnung schied. O wie seelig ward ich, wie seelig gleich nach dem willkommnen Streich! Mein Guilford, mein theuerster Guilford kam mir entgegen. Hastig suchten sich unsre Seelen, umstralet vom Glanze des Himmels. Mein Guilford! ... meine Hannah! ...

mehr vermogten wir nicht zu denken. Von Entzücken berauscht sahn wir unsern Schutzengel nicht eher, als da er uns in seinen Armen hielt. Welch ein Anblick, unfähig einer Beschreibung! Glänzender als die Sonne stralte sein Körper vom Aether gebildet. Mit schimmernden Flügeln deckte er sein Antlitz. Wie die feinsten Sonnenstäubchen umfloß etwas unsere Seelen in einem purpurfarbnen Licht. Da konnten wir erst uns umfangen, und Arm in Arm verschlungen versanken wir in unaussprechliche Gefühle von Freundschaft, Zärtlichkeit und himmlischer Wonne und Liebe. Nun leitete uns unser Engel durch lichte Wolken zur Pforte des Himmels. Hand in Hand gingen wir ein in die herrliche Stadt, wo Harfen von Myriaden Engeln unaufhörlich zum Lobe Gottes tönen. Ein noch prächtigerer Glanz umstralte unsre Häupter, wie ein Kranz der Ueberwinder, und ein Lächeln, wie es Engel oder Seraphim selbsten lächeln, floß aus meines Guilford's Augen in meine Seele herüber. Wir sahn uns an, und schwiegen — und sanken in tiefer Bewunderung. Dann fielen wir nieder vor des ewigen Altar, und die Engel sangen ein Lied zum Lobe des ewigen Mittlers. Dann ergriff unser Schutzgeist das güldne Rauchfaß, und opferte für uns, und dann begannen die himmlischen Chöre das dreymal Heilig! Heilig! Heilig!

O meine Mutter! o mein Sidney! weint nicht mehr! nicht mehr dieser Gram, diese bittre Zähren der Trauer um Eure Tochter, um Eure Freundin! Sage Du Bester, den ich liebte, den meine Seele liebte, sag ihr, die mich unter ihrem Herzen trug, sie soll nicht länger trauern um ihre so überschwenglich glückliche Tochter. Sie ist glücklich, glücklich unermeßlich mehr als eines Menschen Verstand es denken mag. Seelig bin ich,

mein

mein Sidney, ich bin seelig! und wie unendlich mehr, als wenn ich die Welt beherrschte, und über alles, was erschaffen ist. Wie nichts ist das All gegen das Anschauen des Unerschafnen, und gegen gesättiget werden von der Fülle seiner Seeligkeiten! Weinet nicht um mich; über euch selbsten weinet, und über eure Brüder, ihr betrübte, tiefgebeugte Hinterbliebne! Doch sieh da! — mein Engel, und meines Guilford's Engel! er, der so gern des Ewigen Wink gehorchte, da er ihn gebot, über unsre Tage zu wachen, er der Seraph lehrte mich, noch würdiger, vollkommner, ehrerbietiger die allliebende Versehung anzubeten. O betet ihn an mit mir, betet ihn an, den Allgütigen! Wie gut, wie seelig für euch, wenn ihr beständig fest an den haltet, der aller Menschen Herzen in seiner Hand hat! Stürme mögen dann aus finstern Tiefen heulen, ungestüme Wogen aus den tiefsten Abgründen emporbrausen, über eure Häupter toben sie dahin, ohne euren Seelen sich zu nähern. Diese ruhen in Gottes Hand, und keine Quaal berühret sie. Wenn Donner der Widerwärtigkeit Schlag auf Schlag über eure erschrocknen Häupter rollen, wenn man euch zwingen will, euren Glauben zu verläugnen, oder, wenn der kalte Dolch des Todes schon gezückt ist auf euer ängstlichklopfendes Herz — o dann lernt von meinem Guilford, mit himmlischer Gelassenheit den Tod entgegen gehn, voll Ehrfurcht des Herrn Ruthe zu küssen, und Thränen der Freude auf die Hand zu weinen, die züchtiget, aber auch zu ewiger Ehre erhebt. Mein Guilford liebte mich, ich liebte ihn so innig, als Sterbliche sich lieben können, so wie wir nun lieben, wie Freunde des Himmels ihre Freunde, wie Engel sich lieben. Aber da war nichts, das ihn in seinen Glauben, in seiner Hofnung erschüttern konnte. Mit einem Lächeln, in das sich Freude über unsre nahe Vereinigung misch-

mischte, sah er mich an, blickte mit dem heitern Blick des Glaubens auf zu seinem Erlöser, dann ergriff er den Todeskelch, und entschlief mit Freudigkeit. „Herr! „nimm meinen Geist auf!" — so flehte er, und seine Seele entfloh aus ihrer Hütte zu dem, der sie nun Ewigkeiten lang mit namenloser Wonne des Himmels belohnt. So gelassen wandelt auch der Stunde eures Todes entgegen. Hier erwartet euch eine seelige Schaar vollendeter Freunde. Unaufhörlich lebt ihr da in gränzenloser Wonne im Schoos der Ewigkeit! Da werdet ihr glücklich seyn, so glücklich wie nun euer Guilford und seine Johanna Gray!

Almind. Danske Bibliothek No. 4. 1778. S. 63.

3.

Gespenstergeschichten.

Herr von B*** war der Freund des Herrn von M***, und wurde der Liebhaber seiner Frau. Auf seinem Todbette bat Herr von M*** seine Frau, seinen Rival nicht zu heyrathen. Sie konnte für Thränen nicht reden, versprach nichts, aber nahm sich inniglich vor, keine neue Verbindung wieder einzugehn. Ihr Mann starb; und Herr von B.***, der eben nicht gehaßt wurde, tröstete gar bald die liebenswürdige Wittwe: sie beschlossen, sich einander nach Verlauf des Trauerjahrs zu ehelichen, und als die Zeit gekommen war, ganz in der Stille, ohne viel Aufsehens, ihre Hochzeit auszurichten. Zur Stunde der Trauung war Mitternacht angesezt; beyde Liebende saßen am Kamin, und erwarteten den glücklichen Augenblick, als eine siebenjährige Tochter der Frau von M***

M*** ausrief: „da ist Papa!“ Frau von M*** drehte sich um, und sah ihn wirklich. Ihr Bräutigam, der dasselbe erblickte, sprang auf, zog den Degen, und ging darauf los. Er that verschiedene Fragen an den Geist, aber der blieb stumm, und schlüpfte endlich hinter einem Fenstervorhang. B*** lief sogleich zu, und hob den Vorhang auf; fand aber nichts. Er drang nun vergebens in Frau von M***, ihn glücklich zu machen. Sie, die fast für Furcht umkam, erinnerte sich auf einmal der lezten Bitte ihres Mannes mit so viel Nachdruck, daß sie die Vollziehung der Heyrath aufschob, ob man sie gleich in der Kirche erwartete. Erst lange Zeit nachher entschloß sie sich wieder zu dieser Ehe, die sehr glücklich ausgefallen ist. Weniger Verliebte würden dem Geist auch dann noch gehorcht haben. — — Comminge, ein Reisender von Stande, kam mit seinem Gefährten in einem Wirthshause an, wo er sehr wohl bekannt war, wo ihm aber der Wirth, weil alle Zimmer sich bereits besezt fanden, in eine elende Stube logiren muste, die ein kleines Seitenkabinet hatte, in welchem sein Reisegefährte schlafen sollte. Sie aßen zusammen, und da sie sehr früh wieder aufbrechen wollten, so legten sie sich zeitig nieder, und der Kammerdiener des Comminge sezte ein Licht ins Kamin. Die beyden Freunde schliefen bald ein, aber Comminge wurde durch ein Geschrey seines Kammeraden aufgeweckt, der aus vollem Halse rief: „Zu Hülfe! man erdrosselt mich!“ Comminge wachte auf, achtete aber wenig darauf, und schlief fort. Die Unruhe ließ ihn jedoch nicht lange schlafen, und er rief seinem Freunde: Da er keine Antwort bekam, so stieg er auf, nahm das Licht aus dem Kamin, und ging in sein Kabinet. Man stelle sich sein Schrecken vor, sein Freund lag ohne Puls und Empfindung da, und ein todter, über und über mit Ketten behangner, menschlicher Körper hatte ihn bey der Gurgel gefaßt. Der Anblick war fürchterlich.

Comminge schrie um Hülfe; der Wirth vom Hause kam, und erschrack nicht wenig, als er dieses sah. Man suchte erst dem Freunde des Comminge zu helfen, ehe man an die Aufklärung des Abentheuers dachte. Der Dorfbalbier mußte ihm die Ader öfnen; man hielt ihm einen Spiegel vor, und fand, daß sein Athem noch aus- und einging. Man riß mit vieler Mühe den Todten weg, der ihm sehr fest gepackt hatte, und als endlich der Patient sich wieder etwas erhohlte, erfuhr Comminge vom Wirthe, daß es sein Stallknecht gewesen sey, der seit einigen Tagen verrückt geworden, und dem man deswegen in Ketten legen müssen: vermuthlich habe er sich losgerissen, sey durch eine kleine Thüre, die aus dem Stalle ins Kabinet gehet, hereingekommen, und auf dem B[illegible] des Reisenden gestorben. Dieser genas vollkommen nach einigen Tagen, und gestand, daß er sich in seinem Leben nicht mehr gefürchtet habe.

4.

*) Gesang.

O Eitelkeit! Wie schnell strömt alles hin —
Kaum träumt' ich, daß ich war,
Als ich nicht war, als ich gewesen bin.
Ein Punkt war Jahr auf Jahr —
Ein Punkt Verdruß und Freude — —
Es kam, es schwand, ich sah
Ihm nach — Weg waren beyde —
Blos Nichts, blos Grab blieb da.

O Ei-

*) Dieser schöne Gesang, voll Wahrheit und Gefühl, der nach der Melodie des evangelischen Kirchenlieds: **Jerusalem, du hochgebaute Stadt** rc. geht, wurde auf Befehl eines vornehmen Mannes verfertigt, um jährlich, nach seinem Tode, an seinem Sterbetage, an seinem sich selbstgebauten Grabe, gesungen zu werden.

R — d.

O Eitelkeit! Mir strahlt der Tag nicht mehr,
Der für die Unruh weckt.
Der Abgrund bebt, der Donner rollt einher —
Mich läßt er ungeschreckt;
Wohlthätge sanfte Stille,
Die mich in sich verbirgt,
Wenn Gram und Widerwille
Der Menschen Herzen würgt.

O Eitelkeit! Singt um mein einsam Grab:
„Der Thor verwünscht den Tod;
„Der Weise steigt gern in den Staub hinab,
„Zum Gränzstein aller Noth;
„Hier wo kein Wunschgedränge,
„Sein moderndes Herz entzweyt —
„Hier singet Siegsgesänge,
„Singt Tod, singt Eitelkeit!"

5.

Scenen aus Colmir.

Einem ungedruckten heroischen Gedichte in Ossians Art, von Scheppler.

Colmir. Wer klaget so trostlos vom Hügel der Gräber? wessen Stimme ist's, die dem Südwind gleichet, wenn er um Mitternacht die Gipfel einsamer Eichen durchirret? — Es ist die Tochter Fanors, das Mädchen mit dem treffenden Auge, sprach Allar, der Barde. Sie weinet Tage und Nächte den gelblockigten Jüngling, Ullhorst's treflichen Sohn; der izt bey den Gräbern der Starken, nahe an der Cypresse dort ruht! — Allar! laß

uns durch Deine sanfttönende Stimme die Geschichte hören! so sprach Colmir, und lehnte den Speer an die mosigte Buche. — Trauern will ich mit dem weißhalsigten Mädchen, und klagen den Tod des Helden, Ullhorst's fürchterlichen Sohns. —

Es sind nun zween Sommer — so beginn' der Barde, — als Hylmar und Lino beym Wettstreit gegen Fanors Tochter mit dem blendenden Busen entbrannten! Keiner wich' dem Andern, und beide waren stark im Gefechte! — Lino, durch Thaten seiner Väter gestärkt, war währhend in Schlachten; Hylmar, wich' keinem Gefechte, und trug Ruhm in vielen Schlachten davon. Doch friedlich war sein Herz, und gefühlvoll. Ihm sprach Fanors liebliche Tochter den Preis zu; Lino ergrimmte, und beschloß, ihn zu tödten. — Er fand ihn im Walde, ihn und das Mädchen schlafend, sein lockigtes Haupt ruhte an Moinens Busen, als der Bösewicht den Pfeil auf den gespannten Bogen legte, und Hylmar'n, Moinens Leben, und den Stolz seines Geschlechtes, aus angenehmen Träumen in ewigen Tod senkte. — Als Moine erwachte, schwamm Hylmar im Blute, und röchelnd gab er ihr den lezten Kuß! — —

Lieblich ist Deine Stimme Allar! und rührend die Geschichte! — Kommt meine Freunde! laßt uns dem Hügel der Gräber nahen, daß die Gegenwart der gefallenen Starken, die aus Nebelwolken auf ihre Gräber herab blicken, uns zum morigen Gefechte stärke! Träumen wollen wir von ihren Thaten, und das soll unsere Kräfte erquicken!

Es war Nacht. Einzelne Sterne des Himmels leuchteten von Westen. — Der Mond trat izt aus blauen Wolken hervor — doch nur einzelne Strahlen seines falben Scheins drängten sich durch die Bäume, und erleuchteten Hylmars Grab und das thränende Mädchen!

Häu-

häufige Thränen der Wehmuth entstürzten ihrem blauen Auge. So wehet der Nordwind die Tropfen des Regens aus den Gipfeln der wankenden Buche. Gebeugt über das Grab saß sie, das wallende Haar, und den aufgeschlossenen Busen jedem Winde Preis! — Laut und viel war ihr Weinen, und tönend ihre Klage! — Ach Hylmar! Hylmar ist hin, er der beste, der schönste der Jünglinge! der erste im Gefechte, wenn Manors Schild von gewaltigen Schlägen das Thal hinab erklirrte! — Er fiel nicht im Gefechte; nicht da, wo er Schilde zertrümmern und Todte ins hohe Gras stürzen konnte; nicht da fiel er, er fiel vom Pfeile des niedrigsten der Menschen, als er in meinen Armen den Schlaf der Liebe schlief! — Er fiel nicht da, wo der Barde nach langen Jahren, wenn bereits mosigte Stauden und Nesseln zu seinem Haupte wuchsen, von seinem Ruhme singen konnte! — Und Du, Moine, Du traurendes Mädchen, klagst jeden Tag und jede Stunde um ihn; und Dein sieches Leben schleicht unter Deinen Thränen dahin, — wie die Lüfte des Lenzes am dichten Epheu dahin säuseln! Du hör'st ihn nicht mehr kommen vom Hügel, von seinen Hunden begleitet! Du siehst ihn nicht mehr in seiner Schönheit, mit Helm und Speer, wenn er vom Jagen, oder dem Gefechte zurückkam! — O! wie ihn der Ruf zum Gefechte entzückte! Hier Mädchen fühle, sprach er, wie der Ruf zur Schlacht mir für Freude das Herz mit hohen Schlägen emportreibt! Das fühlt' ich mit kalter, zitternder Hand; — er kam mit Ruhme zurück, und damals zittert' ich für ihn, und izt da er fiel, schlief ich mit ihm ohne Sorge!

6.

Versuch über den Charakter des Sir John Falstaff.

(Aus dem Englischen, London 1777.)

Die Ideen, die ich mir von dem Muth und dem kriegrischen Charakter des Sir John Falstaff gemacht habe, weichen von denen, die ich insgemein herrschen sehe, so sehr ab, daß ich meine Gedanken darüber auseinandersetzen will, in der Hofnung, daß irgend jemond, so unpartheiisch, als ich, entweder mir hierinnen aus dem Irrthum helfen, oder meiner Meynung Beyfall geben, und mich dadurch von dem Vorwurf der Sonderbarkeit befreien werde. Ich wage es nämlich zu behaupten, daß ich gar nicht einsehe, wie Sir John Falstaff den Namen eines erzfeigen Menschen verdiene, den man ihm insgemein beylegt, oder, mit andern Worten, daß ich nicht glaube, Shakespear habe Feigheit zu einem wesentlichen Zug seines Charakters gemacht. Ich weiß, wie allgemein die entgegengesezte Meynung ausgebreitet ist, und ich kenne die Achtung, die man der Stimme des Publikums schuldig ist, wenn ich aber mein Paradoxon mit den Gründen unterstütze, die mich darauf gebracht, und mich selbst dem Urtheil des Publikums unterwerfe, so glaube ich nicht, daß man mir zu große Kühnheit und Unverschämtheit vorwerfen könne.

Fürs [illegible]e räume ich gern ein, daß der Schein hier ausserordentlich stark sey, und dies muste er seyn, um ein so allgemeines Urtheil zu veranlassen. Wir sehn diesen sonderbaren Mann fast vom ersten Augenblick, da wir ihn kennen lernen, in schimpfliche Umstände verwickelt, und von seinen vertrautesten Gefährten hören wir ihn geradezu eine Memme nennen. Wir sehen, daß er bey Gelegenheit des

Straßenraubs zu Gads-Hill wirklich von dem Prinzen und dem Poins davonläuft. Wir sehen, wie er bey einem rühmlichen Geschäfte, am hellen Tage, in der Schlacht, wo er als Soldat fechten sollte, von Douglas — aus der Welt laufen möchte, wenn es möglich wäre, wie er sich todt stellt, und sein Daseyn verläugnet. Wir finden, daß er bey der vorigen Gelegenheit in die Lügen und Aufschneidereyen verfällt, welche die gewöhnliche Gefährten der Feigheit bey Soldaten sind, die für tapfer gehalten seyn wollen. Dies sind nicht allein für sich schon wichtige Beweise, sondern sie werden auch vom Dichter sehr auffallend vorgestellt, zu unsrer Belustigung gebraucht. Kein Wunder also, wenn man behauptet hat, Falstaff werde als eine feige Memme geschildert.

Es wird mir nicht schwer werden, diesen Gründen andre entgegen zu stellen, aber sie sind bey dem Dichter so zerstreut, so versteckt, und mit Fleiß so ins Dunkle gestellt, daß der Leser sich gedulden muß, bis ich sie gesammelt, und zu einer genauern Betrachtung vorgelegt habe.

Aber, wird man ausrufen, was gehn uns Züge an, die so versteckt und verstellt sind. In Schauspielen kommt es auf den Eindruck an, und ein Schriftsteller, der einen andern Eindruck macht, als seine Absicht war, verdient keine Aufmerksamkeit. Es ist eine unangenehme Sache, wenn man gleich anfangs mit so vielen und mächtigen Vorurtheilen zu kämpfen hat. Alles, was man dann thun kann, ist, daß man den Leser bittet, sich im Anfang ein wenig zu gedulden, und sein Urtheil bis ans Ende zu versparen. Ich behaupte also kühn, daß Feigheit nicht der Eindruck sey, welchen der ganze Charakter des Falstaff auf unpartheiische Zuschauer zu machen im Stande ist, obgleich in der Mischung des Charakters genug seyn mag, das den Verstand des Zuschauers verwirrt und dadurch irre führt. Man bemerke, daß ich hier einen Unterschied mache zwischen Eindrücken

drücken auf die Seele, und zwischen dem Verstand. Ich wünsche alles zu vermeiden, was allzufeiner Subtilität ähnlich sieht, aber dies ist ein Unterschied, den ein jeder begreift. Es ist keiner unter uns, der sich nicht gewisser Empfindungen und Sensationen der Seele bewußt ist, welche nicht aus dem Verstande entsprungen zu seyn scheinen, Wirkungen vermuthlich von gewissen verborgnen Einflüssen von außen her, welche auf ein gewisses innres Gefühl wirken, und Empfindungen und Leidenschaften hervorbringen, welche der Stärke und Mannichfaltigkeit dieser Einflüsse auf der einen, und der Lebhaftigkeit unsers Gefühls auf der andern Seite entsprechen. Es rühre her, wovon es wolle, die Sache ist unstreitig, und das ist alles, was ich brauche. Eben so kann es auch eines jeden Erfahrung bestätigen, daß der Verstand und jene Empfindungen sehr oft nicht miteinander übereinstimmen. Die Empfindungen entspringen oft aus den geringfügigsten und oft aus solchen Umständen, die der Verstand nicht beurtheilen, ja nicht einmal erkennen kann. Der Verstand hingegen weidet sich an Abstraction und allgemeinen Sätzen, welche, so wahr sie auch im allgemeinen betrachtet seyn mögen, selten, und ich möchte fast sagen, niemals vollkommen auf einen einzeln Fall passen. Und daher (unter andern Ursachen) kommt es, daß wir oft Charaktere und Handlungen auf Glauben irgend einer logikalischen Regel verwerfen oder billigen, indeß sich unser Herz empört, und uns gern zu einem ganz andern Schluß bewegen möchte. Der Verstand scheint meistens nur die Handlungen zu bemerken, und von diesen auf die Bewegungsgründe und den Charakter zu schließen; aber jene Empfindung verfährt ganz anders, und entscheidet über die Handlungen nach gewissen Hauptbestandtheilen des Charakters, welche ganz außer der Sphäre des Verstandes zu liegen scheinen. Wir können in der That nicht anders, als einräumen, daß bey jedem einzeln Individuo auch

auch besondere Bestandtheile des Charakters seyn müssen; die offenbare Verschiedenheit selbst unter den Seelen der Kinder erfodert dies. Aber was sind diese Haupbestandtheile des Charakters? Gewiß nicht Gegenstände des Verstandes, und doch bekommen wir von ihnen so starke Eindrücke, als wenn wir sie vergleichen und in einen förmlichen Schluß bringen könnten. Wir lieben oder hassen oft auf dem ersten Anblick, wir billigen oder misbilligen in der That mit einer gewissen Beziehung auf jene **Bestandtheile**, und wir urtheilen sogar über die Aufführung andrer, nicht nach Begriffen von der abstracten Güte oder Bosheit der Handlungen, sondern so, daß wir die Handlungen aus einem vermuthlichen Originalcharakter der Menschen selbst erklären. Ich meine nicht, daß wir so davon **reden**. In der That könnten wir uns nicht, wenn wir auch wollten, umständlich darüber erklären; wir können nicht durch **Worte** Rechenschaft von Eindrücken und Begriffen geben, noch sie andern mittheilen. Töne und Blicke werden zuweilen den **Affect** stark ausdrücken, aber der **Eindruck** läßt sich nicht mittheilen. Dieselben Ursachen können ihn zu gleicher Zeit bey vielen hervorbringen, aber jeder hat ihn für sich, und kann ihn unmöglich einem andern mittheilen; es ist eine unvollkommne Art von Trieb, und folglich stumm. Wir könnten wohl, wenn wir wollten, einander offenherzig gestehn, daß wir von solchen Empfindungen nur zu sehr beherrscht werden, und gar nicht in allen Stücken so **vernünftig** sind, als wir wünschen könnten; aber das hieße der erhabnen Fähigkeit, dem Verstande Eintrag thun, auf den wir uns soviel wissen, und den wir ganz besonders unser Eigenthum nennen. Dies, glauben wir, darf nicht geschehn, eilen dann über die Materie hin, und verbergen die Wahrheit vor andern und vor uns selbst. In Büchern freilich, wo Charakter, Bewegungsgrund und Hand-

Handlung, alles zugleich dem Verstand vorgelegt wird, ist es meistens eine ganz klare Sache, und wir entscheiden nach diesem allen zugleich. So sind wir geneigt, den Kandide zu loben, ob er gleich den Inquisitor tödtet, und dem Baron Thunder — ten — tronk, dem Sohne seines Gönners und dem Bruder seiner geliebten Kunigunde den Degen durch den Leib stößt. Aber im wirklichen Leben würde man, glaube ich, geneigt seyn, es dem peinlichen Richter anzuzeigen, daß der Inquisitor getödtet worden; da Kandide es nicht wegen eines dringenden Nothfalls, sondern blos aus Betrachtung eines künftigen Uebels that. Und in der That die deutliche Einsicht, die wir in Romanen und Komödien von einer Verbindung zwischen Charakter und Handlung bekommen, die nicht in der Natur existirt, ist der Hauptmangel dieser Art von Schriften, wodurch sie nur schlechte Gemälde des menschlichen Lebens, und unzulängliche Vorschriften des Betragens werden.

Wäre aber nur ein Mann in der Welt, der eine vollkommnere Schilderung von der wahren Natur machen, und unvermerkt den Zuschauern solche Eindrücke beybringen könnte, welche, trotz aller Irrungen ihres Verstandes bey ihnen hafteten; der es daher wagte, aus Absichten, die ich sogleich näher erklären werde, Charakter und Handlungen in anscheinenden Widerspruch zu setzen: so würde eine solche Nachahmung unsre gröste Aufmerksamkeit verdienen. Aber in dem Fall kann man gewiß erwarten, daß man uns alle die Sprache des Verstandes allein reden hört, das ist, daß wir die Handlung tadeln, ohne sie gehörig zu untersuchen, und den Tadel in aller seiner Gehäßigkeit auf die handelnde Person anwenden, so sehr auch unsre Herzen und Empfindungen sich heimlich dagegen empören. Denn der Eindruck hat, wie wir schon bemerkt haben, keine Sprache, und eben so wenig können

nen seine Wirkungen ein Gegenstand der Unterredung seyn.

Nicht blos auf den Muth des Falstaff allein passen, glaube ich, diese Bemerkungen. Kein Theil seines Charakters scheint ganz in unsrer Vorstellung fixirt zu seyn; wenigstens ist etwas sehr Widersprechendes in unsern Reden und Gesinnungen über ihn. Uns allen gefällt der alte Jakob, und doch, gleichsam verblendet, schimpfen wir ihn alle, und sprechen ihm jede einzle gute oder achtungswerthe Eigenschaft ab. Das ist etwas Sonderbares, und Shakespear muß eine erstaunende Kunst besitzen, daß er uns für einen so beleidigenden Gegenstand einnehmen kann. Man wird sagen, er hat Witz, er hat sehr charakteristische und einnehmende Lustigkeit und Humor. Ist dies aber genug? Kann die Laune und die Lebhaftigkeit des Lasters so fesseln? Ist der Witz, verbunden mit Niederträchtigkeit und allen möglichen bösen Eigenschaften, im Stande, das Herz zu bezaubern, und Zuneigung zu gewinnen? Oder erregt nicht der Ausbruch eines solchen Humors, die Einfälle eines solchen Witzes, indem sie die Häßlichkeit des Charakters in desto hellerm Lichte zeigen, unsern Haß und Verachtung gegen den Menschen desto stärker? Und doch empfinden wir das nicht bey Falstaff's Charakter. Wenn er aufgehört hat, uns zu belustigen, so fühlen wir keine Regungen von Widerwillen gegen ihn; wir können kaum die Undankbarkeit des Prinzen der neugebornen Tugend des Königs verzeihen, und wir fluchen der strengen poetischen Gerechtigkeit, die unsern alten treuherzigen angenehmen Gesellschafter der Verwahrung und dem Schimpf des Gefängnisses übergiebt.

Indessen will ich gern einräumen, daß, wenn ein dramatischer Schriftsteller nur einem Charakter die Eigenschaften einer starken Seele, besonders Muth und Fähigkeit, beylegt, es ihm her-

nach nicht schwer werden wird, (das ich selbst zu erläutern Gelegenheit haben werde) den Widerwillen zu mindern, den lasterhafte Sitten erregen, und sogar, wenn ein solcher Charakter irgend etwas an sich hat, das Frölichkeit und Lachen erregt, uns für die Ursache und den Gegenstand unsrer Lustigkeit einigermaßen einzunehmen.

Aber die Frage, die ich zu untersuchen habe, ist von ganz andrer Art. Es ist die Rede von einer Thatsache, die Frage betrift eine Eigenschaft, die den Grund jedes würdigen Charakters ausmacht, eine Eigenschaft, die das Wesen eines Soldaten ausmacht, und die uns, fast bey allen komischen Auftritten des Schauspiels, zum Gegenstand unsrer Aufmerksamkeit gemacht wird. Sonderbar ist es, daß es noch die Frage ist, ob Falstaff ein Mann von Muth ist, oder nicht, und ob wir ihn in der That wegen des Mangels dieser Eigenschaft verachten, oder wegen des Besitzes derselben hochschätzen; und doch wird, glaube ich, der Leser finden, daß er diese Frage, sogar für sich selbst nicht entschieden hat. Sollte es sich nun am Ende finden, daß diese Schwierigkeit aus der Kunst Shakespears entstanden ist, der geschickt genug war, insgeheim Eindrücke von Muth bey uns zu machen, und diese Eindrücke bey einem Charakter zu erhalten, der wegen scheinbarer Feigheit und Beschimpfung jedem Gelächter und zur Kurzweil gedient, so werden wir weniger Ursache haben, uns zu wundern, da Shakespear ein Name ist, welcher alles begreift, was dramatische Kunst und Genie genannt werden kann.

Sollte hier der Leser zu voreilig einwenden, daß die Bemerkungen und Distinctionen, die ich hier festzustellen suche, sich gar nicht anwenden ließen, weil er sich nicht bewußt sey, jemals einen solchen Eindruck gehabt zu haben, was kann ich anders thun, als ihn auf folgende Blätter verweisen. Aus der Weitläuftigkeit meiner Schrift und der Menge der Beweise, die ich vorbringen werde, schließe der

Leser,

Leser, wie wichtig mir diese Einwendung ist. Vielleicht kann ich endlich doch ihn bewegen, gewisse Empfindungen zu erkennen, die vielleicht immer bey ihm verborgen lagen, die aber weder durch Zeit, noch Raisonnemens, noch Vorurtheile ganz ausgerottet werden können.

Schwer mag es wohl scheinen, es zu erklären, wie es komme, daß, da wir den Falstaff als einen Charakter von gl..er Art mit dem Parolles, oder dem Bobadil betrachten, wir für ihn immer noch einen hohen Grad von Achtung und Zuneigung behalten, und doch die größte Verachtung gegen jene empfinden, ob sie gleich in ähnliche Situation gerathen. Der Leser, glaube ich, würde sich sehr wundern, wenn er sähe, daß Parolles, oder Bobadil in der Gefahr ihrer mächtig wären; was mag denn wohl die Ursache seyn, daß wir uns über Falstaff's Frölichkeit und Ruhe in der grösten Verlegenheit gar nicht wundern, daß wir den Shakespear niemals deswegen beschuldigen, als hätte er die Wahrheit und Uebereinstimmung des Charakters verlezt? Vielleicht ist bey dem allen doch der wahre Charakter des Falstaff von seinem scheinbaren verschieden; und vielleicht ist dieser Unterscheid zwischen Schein und Wirklichkeit, welcher zugleich unser Gefallen und Misfallen erklärt, auch die wahre Quelle des Humors in diesem Charakter, und die Ursache von unserm Lachen und Vergnügen. Wenn wir nur ein wenig die Umstände untersuchen, die ihn zufälliger Weise zweydeutig gemacht, so werden wir vielleicht finden, daß es des Dichters Absicht war, in ihm einen Charakter von vieler natürlichen Herzhaftigkeit und Muth zu schildern. Wir werden vielleicht jene Urtheile widerrufen, die wir auf gewisse allgemeine, aber unanwendbare Säze gebaut, die gewöhnliche Quelle von Irrthümern bey andern und wichtigern Materien. Ein wenig Nachdenken wird uns vielleicht wieder auf den Punkt zurückbringen, von

dem wir ausgingen, und unsern Verstand mit unsrer Empfindung vereinigen — Laßt uns denn einen Augenblick wenigstens unsre Entscheidung aufschieben, und unpartheyisch und kaltblütig untersuchen, ob Sir John Falstaff in der That das sey, was er so oft von Kritikern und Auslegern männlichen und weiblichen Geschlechts ge[illegible] en worden, eine offenbare Memme. Es wird fast nicht möglich seyn, den Muth des Falstaff ganz abgesondert von seinen andern Eigenschaften zu betrachten; aber ich schreibe über keinen Theil seines Charakters ausdrücklich, als über denjenigen, den das Wort Muth begreift. Indeß werde ich doch gelegentlich einiges Licht über das Ganze verbreiten. Ich brauche dem Leser nicht zu sagen, daß diese Untersuchung natürlich auf eine Beurtheilung von dem Genie und der Kunst des Shakespear hinausläuft. Denn was sind Falstaff, und Lear und Hamlet, und Othello, als verschiedene Modificationen von Shakespear's Gedanken? Es ist wahr, meine Untersuchung schränkt sich nur auf einen einzeln Punkt ein; aber allgemeine Kritik ist eben so unnütz, als leicht; Shakespear verdient im Detail betrachtet zu werden; eine bisher noch vernachläßigte Arbeit.

Es wird am schicklichsten seyn, fürs erste eine kurze Uebersicht von allen Theilen von Falstaff's Charakter zu geben, alsdann, wo möglich, zu bestimmen, was für Eindrücke von Muth oder von Feigheit er auf die Personen des Stücks gemacht; darauf wollen wir die Beweise von Personen und Begebenheiten entlehnen, die die Sache erfodert, und so gut als möglich den Schein erklären, der die Meynung, als wenn er ein Feiger sey, scheint erzeugt zu haben.

Die Scene von dem Raub und dem Verdruß, der daraus entsteht, welche den Anfang im Stück macht, und uns zuerst mit Falstaff in Bekanntschaft bringt, will ich (denn ich glaube, daß diese Scene die Quelle

von

von vielen grundlosen Vorurtheilen gewesen,) mit Erlaubniß des Lesers versparen, bis wir mit dem ganzen Charakter des Falstaff näher bekannt sind; und ich hoffe also, der Leser wird indessen darauf, und auf die Scherze des Prinzen oder des Poins über diese unglückliche Begebenheit nicht achten.

Wenn ich die einzeln Theile von Falstaffs Charakter auseinander setze, so werde ich mir die Freyheit nehmen, natürliche Herzhaftigkeit darunter zu zählen; aber der Leser beliebe das, was ich davon sage, für jetzt nur noch als eine Hypothese zu betrachten, welche bestätiget oder umgestoßen werden soll, je nachdem er am Ende entscheidet.

Mir scheint es also, die vornehmste Eigenschaft in Falstaff's Charakter, die, von der alle übrige ihren Anstrich erhalten, sey ein hoher Grad von Witz und Humor, verbunden mit einer großen natürlichen Lebhaftigkeit des Geistes. Diese Eigenschaft führte ihn vermuthlich sehr frühzeitig in die Welt, und machte ihn der Gesellschaft sehr angenehm, so angenehm, daß es ihm unnöthig schien, irgend eine andre Tugend zu erwerben. Daher vielleicht seine beständigen Ausschweifungen und Zerstreungen von aller Art. — Er scheint von Natur ein Herz frey von Bosheit und bösen Grundsätzen gehabt zu haben, aber er gab sich nie die Mühe, irgend einige gute zu erlangen. Er sah, daß er bey allen seinen Fehlern geschätzt und geliebt ward; ja sogar wegen seiner Fehler, die alle mit dem Humor verbunden waren, und gröstentheils daraus entstanden. Da er vielleicht keine andre Laster an sich hatte, als solche, von denen er glaubte, daß er sie öffentlich zeigen dürfe, so schien er mehr aus Prahlerey lüderlich. Seinen Witz und Humor, wornach sich alle seine andern Eigenschaften scheinen geformt zu haben, gab er eine sehr nöthige Stütze durch seinen Beruf als Soldat. Er hatte von Natur einen kühnen und unternehmenden Geist, der ihn in jenem kriegerischen Zeitalter (ob er gleich nur gelegent-

lich davon Gebrauch machen konnte,) vor der Verachtung sicherte, ihm eine gute Aufnahme unter den Großen verschafte, und sich am besten zu seiner Art von Laune und von Lastern schickte. Indem er so beständig in der Gesellschaft, ja sogar in Wirthshäusern lebt, sich aller Art von Ausschweifungen überläßt, dem Trunke, der Hurerey, der Freßerey und dem Müßiggange ergiebt, eine Unverschämtheit in Erdichtung annimt, die vielleicht bey seinem Witze nothwendig war, und oft in Betrug und Lügen verfällt, so scheint er allmählig allen guten Namen aufgeopfert zu haben; und, da er immer eine Zuflucht bey seinem Witze findet, so borgt er, spielt Streiche, betrügt und stiehlt sogar, ohne beschimpft zu werden. Lachen und Beyfall begleitet seine größten Ausschweifungen, und, da er offenbar von keinen eingewurzelten bösen Grundsätzen oder schlimmen Absichten regiert wird, so rechtfertigen und bemänteln Possen und Laune alles. Stufenweise indessen, und weil man ihm alles erlaubt, nimmt er böse Gewohnheiten an, wird ein wunderlicher Mann, kriegt einen entsetzlich dicken Körper, und fällt in die Schwachheiten des Alters; legt aber doch nie nur einen Leichtsinn oder Laster seiner Jugend ab, verliert nichts von der Frölichkeit des Geistes, welche ihn in Stand setzte, seine Bahn, bequem für sich und angenehm für andre zu wallen. So vereinigt er zulezt Jugend und Alter, einen unternehmenden Geist und einen dicken Körper, Witz und Thorheit, Armuth und Aufwand, Rang und Narrheit, Unschuld der Absichten und Bosheit der Handlungen. Er zieht sich weder Haß durch schlimme Gesinnungen, noch Verachtung durch Feigheit zu, geräth aber doch in Umstände, wo er beydes beschuldigt wird. Ein Weinschlauch und ein Witzling, ein mürrischer Mann und ein Mann von Laune, einer der Leute verirt, und der zum Gespötte dient, ein Spaaßer und ein Gegenstand des Spaaßes, war Sir

John

John Falstaff, in der Periode des Lebens, in der wir ihn sehen, der vollkommenste komische Charakter, der je geschildert worden.

Es ist vielleicht nicht ganz unnütz, hier anzumerken, hätte Sir John Falstaff etwas von jener herrlichen Eigenschaft, der Klugheit, besessen, die eben sowohl die Tugend bewahrt als das Laster beschützt, von der Eigenschaft, von deren Besitz oder Mangel der Charakter und das Schicksal der Menschen in diesem Leben mehr ihren Anstrich erhalten, als von Tugend und Laster selbst; hätte er seinen Witz nicht als eine Haupt- sondern als eine Nebensache, als das Werkzeug des Ruhms nicht als Ruhm selbst angesehn, hätte er niederträchtig genug gedacht, um in Verborgnen zu lesen, hätte er weniger von dem, was man Gelindigkeit oder Gutherzigkeit nennen könnte, oder weniger Gesundheit und Feuer gehabt, hätte er alle Welt mit seinem Witze gespornt, anstatt, daß er sich von jedem Buben zu Grund reiten läßt, so hätte er, ohne irgend eine andere wichtige Veränderung, die Bewunderung und nicht der Spott der Leute seyn können. Oder, hätte er in unsern Tagen gelebt, und, anstatt sich einem Prinzen zu ergeben, aller Freundschaft und allen Verbindungen entsagt, und sich als das allzeitfertige Werkzeug von jedem Minister brauchen lassen: so hätte er vielleicht die große Ehre erlangt, sein Todtenkleid oder seinen Sarg mit den glänzenden Strahlen einer irrländischen, wo nicht gar brittischen Krone zu schmücken; anstatt, daß er jezt zwar allen Temperamenten Lachen abnöthigt, aber doch als ein Charakter erscheint, der jeder weiser Mann bedauern und fliehen, jeder Schelm tadeln, und jeder Narr fürchten wird. Daher hat auch Shakespear, stets der Natur getreu, ihn von Heinrich verlassen und vom Lancaster tadeln lassen. Er starb, wo er lebte, in einem Wirthshause, voller Gram und Kummer, ohne einen Freund, und sein leztes Ende war dem Spott der Thoren Preis ge-

 geben.

geben. Und noch endet sich hiermit sein Unglück nicht; das Aergerniß, das der unrechte Gebrauch seines Witzes und seiner Talente gegeben, scheint unsterblich. Er hat bey seinen lezten Richtern, den Kritikern, eben so Gerechtigkeit der Gnade gefunden, als bey seinen Mitspielern im Drama. Mit Wangen, ganz roth von Lachen, schelten wir ihn, eben so undankbar als ungerecht, eine Memme von Natur und einen Schurken aus Vorsaz; wiewol, wenn dem so wäre, zu unsrer eignen Ehre zu hoffen wäre, daß wir ihn mehr mit Widerwillen und Misfallen, als mit Vergnügen betrachten würden. — Doch ich komme auf meine Frage zurück: Ist Falstaff von Natur feige?

In Ansehung jeder andern Schwachheit, außer der Feigheit, müssen wir ihn so nehmen, wie er in der Periode war, in der er uns vorgestellt wird. Sehen wir ihn lüderlich, albern, nun wohl, wir haben nicht mit seiner Jugend zu thun, wo er vielleicht bescheiden, keusch, und nicht eine Adlersklaue in der Wüste war. Aber angeborner Muth erstreckt sich auf eines Mannes ganzes Leben, macht einen Theil seines Temperaments aus, und läßt sich nicht, wie eine blos moralische Eigenschaft, annehmen und ablegen. Es ist wahr, es giebt einen Muth, der auf Grundsätzen beruht, oder vielmehr Grundsätze, unabhängig von Muth, welche zuweilen troz der Natur wirken, ein Grundsaz, der uns den Tod der Schande vorziehen heißt, der aber immer mit den herrschenden Arten von Ehre und mit den M[illegible]n des Zeitalters im Verhältniß steht. Aber natürlicher Muth ist etwas ganz anders, er hängt von keinen Meynungen ab, er richtet sich nach jedem Vorfall, bleibt derselbe unter jeder Gestalt, und kann sich so gut die Flucht als die Schlacht zu Nutze machen. Im lezten Kriege, als einige Indianer in Amerika bemerkten, daß eine Linie Schottländer ihren Posten in der mißlichsten Lage und unter einem Feuer, das sie nicht nachdrück-

lich

sich erwiedern konnte, behauptete, irrten sie sich so sehr in Ansehung unsres Point d'honneurs, daß sie aus der Tracht und der Hartnäckigkeit dieser Truppen schloßen, es wären englische Weiber, denen es an Muth fehlte, zu flüchten. Den Muth, der sich auf Natur und Temperament gründet, besaß Falstaff gewiß; aber ich räume gern ein, daß obgedachter Grundsatz, insofern es blos die Ehre betrift, anfing, so wie jede andre moralische Eigenschaft, bey ihm in seinem Alter wankend zu werden, das ist in der Zeit des Lebens, in der er uns vorgestellt wird, in der Periode, da er, wie es scheint, der siebenzig nahe war. In Wahrheit hatte er auch Drolligkeit genug, um sich ohne Point d'honneur in Ansehn zu erhalten, und Geschicklichkeit genug, um selbst die Erhaltung seines Lebens zu einem Gegenstand der Lustigkeit zu machen. Man wird merken, daß ich, wiewohl etwas zu früh, auf seinen erdichteten Tod in der Schlacht von Shrewsbury ziele. Dieser Vorfall wird allgemein zu Falstaff's Nachtheil ausgelegt; es ist eine Begebenheit, die alle äußere Zeichen von Feigheit hat; sie wird in den Augen der Zuschauer noch ärger durch die unnöthige Grimaßen der Schauspieler, welche bey der Gelegenheit alle Geberden und heftige Ausdrücke von Furcht anbringen; sie beeifern sich, wie es scheint, mehr einen Kaliban, als einen Falstaff, oder in der That mehr eine arme, träge, elende Schildkröte, als einen Menschen vorzustellen. Der angstvolle Komödiant liegt auf dem Bauch ausgestreckt, und bedeckt sich nicht allein ganz mit seinem Rocke, wie mit einer Schaale, sonden macht auch eine Art von runden Schildkrötenrücken, indem er, ich weiß nicht, ob er ihn ausgestopft, oder was er sonst gemacht hat. Noch überdem hebt er wechselsweise und senkt und dreht seinen Kopf, und sieht bald auf die, bald auf jene Seite, so recht mit dem barmherzigen Anblick jenes Thieres, so daß man

nicht böse seyn würde, wenn man seinen eifrigen Nachahmer in seinem Rocke brav ausgegerbt, und der Gallerie zur Belustigung gemacht sähe. In dem Stück ist kein Wink von einer solchen Mummerey gegeben. Was auch *Entehrendes in Falstaffs Betragen seyn mag, er thut und sagt bey der Gelegenheit nichts, was Schrecken oder Bestürzung anzeigte. Im Gegentheil ist eben die Handlung ein Beweis, daß er vollkommen bey Verstande ist, eine Kriegslist, die sich recht gut für einen Narren schickt, dessen Schicksal sehr hart seyn würde, wenn man ihm nicht erlauben wollte, sich seinen Charakter zu Nutze zu machen, da, wo er ihm am meisten nützen kann. Wir müssen uns zu seiner Entschuldigung erinnern, daß die verheerende Hand des Douglas über ihn war. Es war Zeit, daß er sich so stellte, oder der hitzige baumstarke Schotte hätte ihm die Zeche bezahlen lassen. Er hatte nur eine Wahl; er war genöthigt, die Ceremonie des Sterbens im Scherz oder im Ernst zu machen, und wir werden uns über seine Wahl nicht wundern, wenn wir uns seines Hangs zum Scherz erinnern. Leben, und besonders Falstaffs Leben, mag ein Spaas seyn; aber beym Sterben konnte er keinen Scherz sehn. Sich zerhauen zu lassen hieß bey ihm Leben und Charakter zugleich verlieren, er sah das Point d'honneur, so wie alles andre, in einem lächerlichen Lichte, und fieng an, der Tyranney desselben zu entsagen.

Doch, ich gerathe zu weit voraus, und muß mich um bessern Vortheils willen wieder zurückziehn. Ich darf nicht vergessen, wie sehr das Vorurtheil gegen mich ist, und daß ich mir blos durch die Stärke und durch das Gewicht der Beweise einen Weg bahnen kann. Ich will daher alle Stellen aufsuchen, die irgend einige Beziehung auf Falstaffs Muth haben. Es wäre eben so vergebens, als unüberlegt, wenn ich irgend eine Stelle

ver-

verschweigen wollte. Wie könnte ich es verhindern, daß sie entdeckt würde? Jedermann weiß das Stück auswendig, und eine einzige Stelle, die man übergangen fände, würde bey einem partheyischen Beobachter funfzigmal mehr gelten, als ihr wahrer Werth. Ich will also alle Stellen anführen, aus denen irgend etwas, günstiges oder nachtheiliges für meine Meynung, ist oder kann gefolgert werden, aber nicht methodisch, nicht wie Texte, die ich kommentire, sondern wie mich Ohngefähr und Bequemlichkeit darauf bringen wird.

Sehr authentisch werden wir uns belehren können, wenn wir untersuchen, was für Eindrücke Sir John Falstaff auf die Personen des Schauspiels gemacht hat, in was für einem Rufe er überhaupt und besonders wegen seines persönlichen Muthes steht. Aber man muß, ich gestehe es, die Stellen, die ich anführe, nur obenhin berühren, und keine einzle Stelle, die für oder wider ihn seyn könnte, zergliedern. Alles, was er selbst sagt, oder was von ihm gesagt wird, ist durch Laune, durch Narrheit, durch Scherz so seltsam, daß wir meistens mehr auf den Geist, als auf den Buchstaben sehen, und zulezt nur auf die Zusammensetzung des Ganzen Rücksicht nehmen müssen.

Wir wollen also zuerst sehen, was selbst der Pöbel sich für eine Idee vom Falstaff gemacht hat. Hielt man ihn nur nicht für einen Feigen, so mag man ihn gehalten haben, wofür man will, für einen gewaltthätigen Mann, für einen alten Buben, wie ihn Heinrich nennt, oder für sonst etwas, und es dient zu meiner Absicht, so unbedeutend auch sonst die Personen und die Vorfälle scheinen mögen, die ich zuerst vorbringe. Denn diese Ideen muß man sich durch persönliche Bekanntschaft und Beobachtung gemacht, oder, welches noch besser zu meiner Absicht dient, durch den allgemeinen Ruf bekommen haben.

Die Wirthin Quickly braucht zwey Gerichtsdiener, um den Falstaff gefangen zu nehmen. So wie sie ihn nennt, bemerkt der eine davon sogleich, es könne einigen von ihnen das Leben kosten, denn er werde vom Leder ziehen — — Ach lieber Gott, sagt die Wirthin, nehmt euch ja vor ihm in Acht, er kümmert sich nicht darum, was er für Unheil anrichtet, wenn er mit seiner Fuchtel heraus ist. Er stößt zu, wie ein Teufel, er schont euch weder Mann, noch Weib, noch Kind. Daher finden wir auch, daß, wenn sie nur Hand an ihn legen, er sich aus allen Kräften widersetzt, und dem Bardolph, der noch frey ist, zuruft, er soll den Degen ziehen: Fort, ihr Lümmel! Zieh vom Leder, Bardolph; hau mir den Schurken den Kopf herunter, wirf den Sausödel in die Gosse. Die Gerichtsdiener schreien: Hülfe! Hülfe! Aber der Oberrichter kommt herein, und da hört der Lärm auf. In einer andern Scene frägt ihn seine Hure Dortchen Tearscheet, wann er einmal aufhören werde zu fechten, wann er einmal anfangen werde, seinen alten Leib zum Himmel reisefertig zu machen? Dazu wird sie veranlaßt, weil er, aufgefodert, seinen Degen zieht, und den Pistol, der gleichfalls gezogen hat, die Treppe hinunterjagt, und ihn in die Schulter verwundet. Den Pistol zu verjagen, war keine große That, und ich führe sie auch nicht als eine solche an, aber bey der Gelegenheit war es nothwendig. Ein Schlingel, ein elender Großprahler, sagt er, der Schurke lief vor mir weg, wie Quecksilber. Lauter Ausdrücke, die, so wie sie die Feigheit des Pistol in Erinnerung bringen, zu beweisen scheinen, daß Falstaff sich auf die Begebenheit nicht viel zu gute that. Man kann auch etwas aus dem David, Shallow's Bedienten schließen, der den Fallstaff in seiner unwissenden Bewunderung einen Kriegsmann nennt. Ich muß hier bemerken, daß weder diese Leute, noch sonst jemand von Falstaffs

staffs Gefolge den geringsten Ausdruck fallen lassen, woraus die kleinste Vermuthung von Feigheit von ihm gefolgert werden könnte; und dies ist, deucht mich, ein negativer Beweis, der Gewicht hat.

Doch, um ein wenig höher zu gehn, (wenn wir anders höher gehn, indem wir Shallow's Urtheil betrachten) von ihm bekommen wir indessen doch die früheste Nachricht vom Falstaff. Er erinnert sich, wie Falstaff ein Edelknabe von Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk war. Er schlug, sagt er, am Thorweg unsrer Stiftung dem Skogan ein Loch in den Kopf, als er nur noch eine kleine Krabbe, kaum so hoch, war. Shallow betrachtet ihn durchgehends als einen braven Anführer und Soldaten, und erzählt das nur als ein frühes Zeichen von seiner künftigen Tapferkeit. Es ist wahr, Shallow ist ein sehr lächerlicher Charakter, aber diese Ideen hat er irgendwo aufgelesen, aber keine, die diesen entgegen wären. Ich brauche jezt nur zu beweisen, daß Falstaff in dem Stücke in gutem Rufe stand, und er war damals schon fast siebenzig Jahr alt, und hatte im Soldatenstande den thätigen Theil des Lebens zugebracht. In dieser Epoche kann man den allgemeinen Ruf wohl als das Siegel seines Charakters betrachten, ein Siegel, das man vielleicht wegen nachheriger Handlungen nicht einmal brechen sollte.

Doch wir wollen weiter gehn, Lord Bardolph war ein Mann von Welt, von Einsicht und Beobachtungsgeist. Er bringt dem Northumberland die, obgleich irrige, Nachricht, daß Percy den König bey Shrewsbury geschlagen habe. Der König ward, ihm zufolge, verwundet, der Prinz von Wallis und die beyden Blunts geschlagen, gewisse Edle, die er nennt, entkamen durch die Flucht, und der dicke Sir John Falstaff ward gefangen genommen. Aber wie kam Falstaff mit in die Liste? Das Gerücht sezte ihn darunter. Er hat diesem Gerücht viel zu

danken. Hätte er aber nicht als Soldat in Ruf gestanden, wäre er nicht eben so tapfer als fett, wäre er blos dick gewesen, so wäre es schicklicher gewesen, wenn der Lord ihm zur Bagage oder Proviant gezählt hätte. Die Wahrheit der Sache scheint zu seyn, daß Sir John Falstaff wirklich eine wichtigere Person ist, als er vorgestellt wird. Wir sehn ihn blos in seinen vertrautern Stunden, wir gehn mit Heinrich und Poins ins Wirthshaus, wir helfen mit lachen, und machen uns einen Ruhm daraus, auf ihn zu sticheln. Aber es mag immer viel Wahrheit in dem seyn, was er selbst an den Prinz schreibt, ob er gleich Hans Falstaff unter seinen guten Freunden wäre, so sey er doch Sir John für das übrige Europa.

Man hat, und ich glaube, mit Recht bemerkt, daß niemand ein Held in den Auge seines Kammerdieners sey. Und so ist es auch, wir sind blos Zeugen von Falstaffs Schwachheit und Narrheit, wir lerne[illegible]en Hans Falstaff den dickbäuchigten Hans, den Sir John Bauch kennen; wollen wir uns aber nach dem Sir John Falstaff umsehn, so müssen wir, wie Bungan es würde ausgedruckt haben, die Brillen der Beobachtung aufsetzen. Was z. E. sein militairisches Kommando zu Shrewsbury betrift, so wird man auf den ersten Anblick nichts finden, als daß der Prinz ganz vertraut in dem Ton, den er insgemein annimmt, wenn er vom Falstaff spricht, sagt: Ich will dem fetten Schurken eine Stelle unter dem Fußvolk verschaffen, und an einem andern Orte: Hans, ich will dir eine Stelle unter dem Fußvolk verschaffen; komm morgen früh zu mir in Tempel-Hall. Wir können in der That daraus folgern, daß ein Prinz von so großen Fähi[illegible]ten, dessen Wildheit nur äußerlich und angenommen war, unter so kritischen Umständen, keinen be[illegible]annten feigen Menschen eine Stelle unter dem Fußvolk verschaft haben würde. Aber es liegt noch mehr darinnen. Wir sehn aus diesem Bericht,

dem

dem Lord Bardolph allen Glauben verschaft, daß jedermann die Augen auf Falstaff als auf einen verdienten Officier richtete, den man im Feld zu finden erwartete, und für dessen Schicksal in der Schlacht sich das ganze Publikum interessirte. Sein Leben schien in der That von Wichtigkeit zu seyn, so wichtig, daß selbst die Erdichtung, die die Schicksale der Fürsten webt, ihn, so grob er auch war, nicht für untüchtig hielt, ihn mit hineinzuweben.

Wir wollen nun die Aussage des Lord Oberrichters hören. Er fragt sein Gefolge, ob der, der dort gehe, Falstaff sey, der, der wegen des Straßenraubs in Verhör war. Der Bediente bejaht es, erinnert aber seinen Herrn, daß er sich seitdem bey Shrewsbury gut gehalten habe, und der Oberrichter, der ihm bey der Gelegenheit seine Ausschweifungen vorrückt, sagt ihm, sein Tagedienst in der Schlacht bey Shrewsbury habe seine nächtliche That auf Gadshill übergüldet. Dies ist gewiß mehr, als bloßes Gerücht. Der Oberrichter muste seinen ganzen Charakter kennen, und die authentischesten Nachrichten von seinem Verhalten in der Schlacht haben.

Doch vielleicht wird man bey dem allen Krieger für die besten Richter in dergleichen Sachen halten. So laßt uns denn den Coleville vom Thal hören, einen Soldaten, einen Ritter, einen weltbekannten Rebellen, und dessen Vorgesetzten, wenn sie sich von ihm hätten rathen lassen, ihn theurer würden verkauft haben, einen Mann, den man für wichtig genug hält, ihn von Blunt bewachen, und sogleich hinrichten zu lassen. Dieser Mann ergiebt sich blos auf Falstaffs Namen und Rufe. Ich glaube, sagt er, ihr seyd Sir John Fallstaff, und in dieser Meynung ergeb ich mich. Aber dies ist nur einer von den Kriegern, ich will sie dutzendweise vorbringen, wenn dies überzeugt. Als der König und der Prinz Heinrich aus Wallis zurückkommen, sucht der Prinz den Falstaff, und

findet

findet ihn schmausend in einem Wirthshause. Peto bringt bringt ihm hier sogleich schlimme Neuigkeiten aus Norden, und sezt hinzu: Unterwegens begegneten wir wohl ein Dutzend Officier, die mit bloßem Kopfe, voller Schweis umherliefen, und alle nach Sir John Falstaff fragten. Ihm folgt Bardolph, der dem Falstaff die Nachricht bringt, er müßte den Augenblick nach Hofe, ein Dutzend Officiere warteten draussen auf ihn. Hier sind militairische Beweise in Menge; ja noch Hofbeweise dazu. Denn was können wir daraus, daß Falstaff auf diese schlimmen Nachrichten nach Hofe geholt wird, anders schließen, als daß man ihn, als einen geschickten und erfahrnen Soldaten, über die nöthige Gegenwehr um seine Meinung fragen wolle. Auch ist Shakespear hier nicht damit zufrieden, daß er uns Falstaffs Charakter durch Folgerungen schließen läßt. Er erklärt die Sache, indem er den Falstaff bemerken läßt: Leute von Verdiensten werden aufgesucht, der Verdienstlose kann schlafen, wenn der brauchbare Mann abgerufen wird. Ich verlange nicht, Falstaff's Charakter aus seinem eignen Munde zu beweisen, aber diese Bemerkung bezieht sich auf eine Thatsache, und ist in der Vernunft gegründet. Auch dürfen wir nicht verwerfen, was er an einem andern Ort zum Oberrichter gesagt, indem er sich da auf seine Kenntniß beruft. Es kann doch kein gefährlicher Vorfall aus dem Ey kriechen, gleich muß ich mit dabey seyn! Der Oberrichter scheint in seiner Antwort die Sache zu bestätigen: Nun seyd nur rechtschaffen, seyd rechtschaffen, und der Himmel seegne euer Vorhaben. Doch die ganze Stelle verdient abgeschrieben zu werden:

Richter: „Nun, der König hat euch und Prinz „Heinrich voneinander getrennt. Ich höre, ihr geht mit „Lord Johann von Lankaster gegen den Erzbischof und den „Grafen von Northumberland?

Fal-

Falstaff: „Ja, ich danke euren hübschen und behen„den Verstande dafür. Aber betet doch ja dafür, ihr alle,
„die ihr Milady Ruhe zu Hause küßt, daß es zwischen unsern
„Armeen an keinem heißen Tage zum Treffen komme. Denn
„beym Himmel, ich nehme nur zwey Hemden mit mir ins
„Feld, und denke eben nicht außerordentlich zu schwitzen;
„aber ists ein heißer Tag, so will ich keinen Tropfen wie„der trinken, wenn ich da was anders in die Hand nehme,
„als meine Flasche! Es kann kein gefährlicher Vorfall aus
„dem Ey kriechen, gleich muß ich mit dabey seyn! Nun ich
„kann nicht ewig fortleben. Aber das war nun immer
„die Art unsrer englischen Nation, wenn sie was gutes haben,
„so machen sie's gleich zu gemein. Wenn ihr denn durchaus
„behaupten wolltet, ich sey ein alter Mann, so solltet ihr mir
„Ruhe gönnen. Wollte der Himmel, mein Name wäre
„den Feinden nicht so fürchterlich, als er wirklich ist!
„Besser wäre mirs, wenn ich vom Roste aufgefressen wür„de, als daß man mich mit unaufhörlicher Bewegung für
„nichts und wieder nichts zu Tode scheuert."

Richter: „Nun, seyd nur rechtschaffen, seyd recht„schaffen, und der Himmel segne euer Vorhaben!"

Falstaff überläßt sich hier launigter Uebertreibungen. Diese Stellen sind nicht bestimmt, buchstäblich genommen zu werden, und, ich glaube auch nicht, daß man sie so genommen. Hätte aber gar keine Wahrheit zum Grund gelegen, hätte Falstaff nicht so vielen militairischen Ruhm gehabt, der da auf diese launigte Art hätte übertrieben werden können, so wäre das ganze Gespräch sehr verkehrt und abgeschmackt, und die genehmigende Antwort des Lord Oberrichters sehr unschicklich gewesen. Wenn man aber annimmt, daß Falstaff überhaupt als ein guter und braver Officier betrachtet wurde, so ist die Antwort richtig, und kommt mit dem Geständniß überein, das kurz zuvor gethan ward: sein Tagedienst bey Shrewsbury habe seinen nächtlichen Anfall auf Gadshill übergüldet —

güldet — Ihr mögt immer der unruhigen Zeit dafür danken, daß euch jener Streich ruhig hingeht, sagt der Richter; welches mit dem übereinstimmt, wo Falstaff an einem andern Orte sagt: „Nun, Gott sey gedankt für diese Rebellen, sie beleidigen niemanden, als die Rechtschafnen, ich lobe sie, ich preise sie.“ Ob dies im ächten Ton eines Soldaten gesprochen sey, will ich nicht entscheiden; es ist aber gewiß nicht die Sprache eines bloßen Poltrons.

Es wird unnöthig seyn, zu zeigen, was sich aus einer Menge von Umständen zeigen ließe, daß Falstaff bey Hofe bekannt war und in Ansehn stand. Shallow schmeichelt ihm in der Idee, daß ein Freund bey Hof besser sey, als ein Schilling in der Börse. Westmoreland spricht von ihm, als wie von seines Gleichen. Wenn ihm Falstaff sagt, er habe geglaubt, Mylord wäre schon zu Shrewsbury, so erwiedert Westmoreland: Freylich, Sir John, es ist hohe Zeit, daß ich dort seyn muß, und Ihr auch. Der König, muß ich Euch sagen, erwartet uns alle; diesen Abend müssen wir alle fort. „O, sagt Falstaff, seyd meinetwegen unbesorgt, ich bin so wachsam, wie eine Katze, wenns Ruhm zu mausen giebt.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

S.

XI.

Fragmente.

(Aus Meyers Briefen über Rußland.)

Ein Fremder, der nur einige Adresse in Petersburg hat, findet sonst an keinem Orte die Gelegenheit, so geschwind bekannt zu werden, als da. Die Bekanntschaft

schaft eines Mannes, der Mitglied eines Klubs ist, wird allemal jedem wichtig seyn, der nicht blos dahin gehet, schöne Häuser zu sehen; er wird dadurch in die zahlreichsten Versammlungen eingeführt, wo er Personen, allerley Gattung und Klassen zu sehn bekömmt, die ihm von großen Nutzen seyn können, seine Bemerkungen sich zu erleichtern. Diese Klubs, ob sich gleich zu ihrem Nachtheil auch sehr viel sagen läßt, verdienen es, daß ich Sie etwas näher damit bekannt mache. Es giebt derselben in der Stadt drey, die sich dadurch voneinander unterscheiden, daß der eine der musikalische Klub, der andre der Kaufmanns-Klub, der dritte der Bürger-Klub benannt wird; nicht als ob dieses ausschließungsweise wahr wäre, sondern wahrscheinlich, weil die erste Benennung von der Anlage den Namen erhalten haben mag. Der erste heißt nur darum so, weil alle Wochen einmal Koncert darin gegeben wird, welches aber eigentlich nur eine Uebung für Liebhaber ist. Große Spieler waren nicht da, allein das Auditorium verdiente sie auch nicht, denn der Koncertsaal war leer, dagegen die Nebenzimmer desto stärker mit Spieltischen besetzt, und der Billardsaal nicht vergessen. Die Gesellschaft ist untermischt, Kaufleute, Hofleute, Officiers — alles durcheinander; welche sich jedoch alle, bevor sie zugelassen werden, und ihre Namen unterzeichnen, den Gesetzen der Gesellschaft unterwerfen, und selbige unterschreiben müssen. Diese Ihnen nun zu erzählen, würde zu weitläuftig seyn, allein ich will doch soviel davon sagen, als hinreichend ist, die Anstalt, die wirklich groß ist, daraus kennen zu lernen; und dazu wähle ich den Kaufmanns-Klub, weil ich ihn genauer habe untersuchen können, und die Gesetze gelesen habe. Er besteht aus fünfhundert Mitgliedern, deren jeder jährlich 25 Rubel zur gemeinschaftlichen Kasse bezahlt, dies beträgt eine artige

Summe, allein es ist noch wenig, in Betracht dessen, was auf andere Art derselben zufließt, wie Sie das unten deutlicher sehen werden. Die Ausgaben sind der Einnahme angemessen, und sehr groß; Hausmiethe (welche, wie mir gesagt ist, allein 3000 Rubel beträgt); Unterhaltung der Meubles und aller nothwendigen Küchen- Keller- und andern Geräthschaften; Unterhaltung von sechs Bedienten in Livree, eines Oekonomen (der allein 300 Rubel Besoldung erhält), eines K[illegible]s nebst Gehülfen, eines Schweitzers, und dreyer Markeurs bey den Billards. Ferner, zu Linnen und Drell, auch Zinnen und Silberzeug, Feurung, Erleuchtung, und was dergleichen Ausgaben mehr seyn mögen.

Zween von der ganzen Gesellschaft erwählte Vorsteher führen die Rechnung, und revidiren die des Oeconomen; sie müssen selbige nachhero der Gesellschaft oder einem Ausschuß derselben wieder ablegen, und haften vor das fehlende. Das Ameublement einer ganzen Reihe Zimmer ist sehr schön, alles was nur zur Bequemlichkeit und zur Unterhaltung dienen kann, findet man daselbst, und in dem Saal hängen ein Paar Kristallkronen.

Jeder hat nun für diese erste Einlage sich das Recht erworben, in den Klub zu gehn, wenn es ihm gefällt, er kann täglich von des Morgens bis des Abends da seyn, allein um 12 Uhr des Nachts soll alles vorbey seyn, wer nach dieser Zeit noch da ist, bezahlt die festgesetzten Strafgelder, welche mit einer jeden Viertelstunde steigen, und dies trägt der Kasse gar viel ein; denn oft sind Gesellschaften im Spiel verwickelt, und gehen nicht vor 2 Uhr auseinander, wie ich denn dies oft gesehen habe. Der Oeconom muß dafür sorgen, daß ein jeder der Gesellschaft dort für baares Geld bekommen kann, was er will, Mittags- und Abendessen, Wein, Caffe, Punsch, Summa alles, was nur in großen Wirths-

häusern

häusern zu haben ist, und dies ist alles sehr gut besetzt, das Essen treflich apretiret, nur zu Zeiten, wenn die Gesellschaft eben stark ist, etwas wenig. Dies läßt sich leicht begreifen, denn der Oeconom weiß es nie vorher, ob 200 oder 100 dort essen werden, er muß sich folglich immer auf mehrere anschicken, und wird doch oft in seiner Rechnung betrogen. Die Gesetze, das Spiel betreffend, sichern nun einen jeden die Bezahlung des Gewonnenen, dies muß bey Strafe der Ausstoßung in einer gewissen Frist bezahlt werden; allein besser wäre es, wenn diese Gesetze das Spiel im Ganzen mehr eingeschränkt und so herabgesetzt hätten, daß es blos Commerzspiele, Spiele zum Vergnügen, und zur Erholung wären, allein, so wie man sie jetzo spielt, macht man Commerzspiel zu Hazard, spielet die Marque in Lombre zu 1 Rubel, und so nach Verhältnis alle andere Spiele. Ueberhaupt ist dies eine wahre Seuche in Petersburg, und allgemein eingerissen; die Kartenfabriken kommen dort gut fort, und der hohe Preis der Karten zu ½ Rubel das Spiel, schreckt keinen ab.

Doch muß man nun auch noch zur Steuer der Wahrheit sagen, daß die Klubs in Ansehung des Spiels, (in sofern es nemlich eine Hauptpaßion der Russen ist) von Nutzen sind; denn hier wird das Uebel wenigstens etwas durch Gesetze eingeschränkt, anstatt daß es in andern Gesellschaften oft alle Schranken übersteigt. Die Aufnahme eines neuen Mitglieds geschiehet durch Ballottiren, von der ganzen Gesellschaft, doch muß derselbe bereits einige Zeit vorhero derselben angekündigt worden seyn. Sobald er dazu vorgeschlagen, hat jeder das Recht während der Zeit, die bis zu seiner Aufnahme verstreicht, alles was er an selbigen auszusetzen hat, an eine Tafel zu schreiben, die desfalls in einem der Zimmer hängt; an diese Tafel werden auch andere Bemerkungen, oder

Vorschläge, die Klubs betreffend, geschrieben, wie auch die Namen derer, welche nach einer bestimmten Zeit schuldig bleiben, was sie verzehret oder verspielet haben.

Sobald einer aus der Gesellschaft stirbt, oder sonst aus selbiger tritt, wird diese Stelle sogleich wieder aus der Zahl der Expectanten ersetzt, denn derselben sind immer viel vorhanden. Es können täglich 12 Fremde mitgebracht werden, allein dies müssen keine dort Ansäßige, sondern Reisende seyn, und doch müssen sie gehörig angemeldet werden, widrigenfalls der, welcher einen solchen mitbringt, Strafe bezahlt. Zu den musikalischen Klub bekommt man alsdenn ein Billet auf einmal; ich erhielt aus besondrer Güte eines auf beständig, welches eigentlich wider die Gesetze läuft, wovon man jedoch in Ansehung meiner eine Ausnahme zu machen beliebte. Der Fremde bezahlet daselbst nichts, der so ihn mitgebracht bewirthet ihn, und steht auch für seine Aufführung; noch ist ein Gesetz vorhanden, welches die feinen Weine untersagt, doch ist der Burgunder davon ausgenommen. Jeder kann sich nun dort die Zeit vertreiben, womit es ihm gefällt; man trift in einem der Zimmer eine kleine artige Büchersammlung, öffentliche Blätter, Zeitungen, Journale und dergleichen; in andern Schach- und Toccadille-Spiele, Billiards, und Spiele aller Art; der große Saal ist zum Speisen. Spielgeld wird wie in andern Häusern bezahlt, und auch Parthien beym Billiard, dies fällt zur Kasse, und macht ein wichtiges Stück der Einnahme aus. Diese Einrichtung nun würde noch weit besser seyn, wenn, wie ich bereits oben gesagt habe, dem Spiel mehr Schranken gesetzt wären; doch vielleicht haben die Entrepreneurs und Gesetzgeber gewußt, daß dies unter Russen nicht wohl möglich ist.

So angenehm es nun ist, dort täglich in einer Gesellschaft seyn zu können, wo man ohne allen Zwang le-

ben,

ben, und sich nach seiner Neigung vergnügen kann; so geldfressend ist es jedoch, besonders für den, der täglich hingehet, es wird ihm jährlich ein kleines Capital kosten, wenn er auch gar nicht spielet. Den Kaufleuten ist es außerordentlich wichtig; in Petersburg fehlt es an Kaffehäusern, und dergleichen Oertern, wo man sich, im Fall man sich auf der Börse vermisset hat, finden kann; zum Ersatz bestellt man sich in den Klub, und ich glaube, daß eine Menge Geschäfte dort abgethan werden. Der Bürger Klub ist ohngefähr nach eben dem Zuschnitt, nur stärker; wie mir gesagt ist, so bestehet er aus 1200 Personen, allerley Standes.

Da ich doch eben von Zeitvertreiben rede, so sollte ich Ihnen auch etwas von den Theatern sagen, deren es in Petersburg drey giebt, als das Rußische und Französische im Schloß unentgeldlich, und das Deutsche in einem dazu erbaueten Hause, wobey die Entree bezahlt wird, eine Gesellschaft Kaufleute führet die Direction darüber. Das Komödienhaus im Schlosse ist ungemein räumig, die Machinerien vortreflich, die Acteurs, sowol Russen als Franzosen sehr gut, und die Tänzer unverbesserlich; allein der Zugang ist schlecht, und die Erleuchtung von den einzeln Lichtern, die an den Logen befindlich, ist bey der Größe des Hauses viel zu schwach. Eine dunkle, enge, sehr unbequeme Stiege führt zu selbigen. Auf diesem Theater wechselt die Rußische und Französische Truppe ab; das mehrste, was während der Zeit, die ich da war, gespielt wurde, waren komische Opern, von welchen man doch wenig verstehen konnte. Ueberhaupt kann man nur sagen, daß man in Petersburg Schauplätze gesehen, aber nie, daß man sie gehört habe; das Geplauder und Gelärm der jungen Officier und Unterofficier der Garde im Parterre, ist so groß, daß ich oft habe auch kein Wort verstehen können. Dies ist außerordentlich unangenehm,

 soll

soll jedoch nicht ganz so arg seyn, wenn die Monarchin zugegen ist; und die war zu der Zeit anfänglich zu Sarskejo [illegible], und nachher, da der König von Schweden kam, zu Peterhof. Das Parte[illegible] zwar so eingetheilt, daß jeder nach seinem Range [illegible] Platz [illegible] könnte, allein eben dies verursacht ein unschickliches und unleidliches Gedränge, welches an andern Orten beständige Händel geben würde. Unter den Acteurs sowol als unter den Actricen giebt es welche, [illegible] es verdienten, daß ich Ihnen ihre Namen sagte, allein ich habe sie vergessen; eben so giebt es einige feine Stimmen unter ihnen; die beste von beyden Truppen aber ist eine junge artige Russinn, die in beyden vor allen den Vorzug hat. Diesen Acteurs, Tänzern, Operisten und überhaupt allen zum Theater gehörigen Personen, ist ein kaiserlicher sehr geräumiger Pallast eingeräumet, in welchem sie alle freye Wohnung genießen.

Die Deutsche Truppe ist sehr gut, die mehresten erheben sich über das Mittelmäßige, und vorzüglich zeichnen sich unter ihnen einige als sehr gute Sänger aus. Die Entree kostet im Parterre einen Rubel, und dem ohngeachtet wird es stark besucht, selbst die Monarchinn beehrt es oft mit Ihrer Gegenwart.

Der ersten Eröfnung des Petersburgischen Vauxhall habe ich auch beygewohnt, es ist dazu ein artiges Gebäude mit einem Bosquet auf Caminie Ostrog, einer Insel, die von einem Arm der Newa gebildet wird, eingerichtet. Da dies noch in seiner Kindheit war, so läßt sich nun freylich davon nicht viel sagen, allein ich habe dort Gelegenheit gehabt, etwas zu hören, was sonderbar genung ist, um nicht übergangen zu werden; ich meyne die berühmte Jagdmusik. Ich kannte sie bereits aus der Beschreibung, die uns davon im Hannöverischen Magazin von 1766. gemacht wurde, allein sie übertraf noch bey weitem meine Erwartung; da Sie vielleicht diese Wochen-

chenschrift nicht zur Hand haben, so will ich sie Ihnen so beschreiben, wie ich sie gefunden habe.

Die Zahl der Jäger und Jägerbursche, die dazu gebraucht werden, ist, wenn sie komplet sind, 49, deren jeder ein krumm Horn von Metall gleich einer Zinke hat, welches einen Ton gleich den Gedackt in der Orgel angiebt. Diese Hörner sind in Ansehung der Größe, und also auch in Ansehung des Tons verschieden, und formiren vier volle Oktaven, folglich sind sie zu allen Stücken hinreichend. Wieviel Mühe es mag gekostet haben, die Leute zu der allergenauesten Aufmerksamkeit zu gewöhnen, können Sie sich nicht vorstellen, da jeder nur einen Ton angeben kann, und folglich vorhero muß geübt seyn, im höchsten Grade pausiren zu können, bevor er mit eintreten kann. Ohngeachtet nun diese seltsame Musik aus 49 Personen besteht, so klingt alles von ferne so, als ob Sie eine große Orgel spielen hörten, allein noch unbeschreiblich angenehmer; die allergrößeste Genauigkeit und Aufmerksamkeit bey Variations der russischen Liederchen, die Suiten, die sie spielen, worin sehr oft Läufe aus 16 Theilen bestehend vorkommen, die beobachtete Bedingungen und Mäßigung des Tons, alles dies macht die russische Jagdmusik zu der Einzigen in ihrer Art, die man nicht ohne Entzücken zum erstenmal hören kann, weil man vorhero nichts ähnliches gehört hat. Die Leute sind in drey Glieder gestellt, der Baß hintan, deren Hörner, weil sie sehr groß sind, auf kleinen dazu verfertigten Stativen ruhen; jeder hat sein Buch, wovon er kein Auge verwenden darf, um zur gehörigen Zeit seinen Ton anzugeben. Das Beschwerliche eines solchen Pausirens können Sie sich leicht denken, vorzüglich da, wo viele Läufe vorkommen; die genaue Abwartung des Augenblicks, wenn jeder in sein Horn stoßen soll, macht die ganze Kunst aus, die doch viele Ge-

duld erfordert. Unsern gemeinen Mann würde das schwerlich beyzubringen seyn, allein der Russe hat ein musikalisches Ohr; Zeugniß dessen sind ihre Volkslieder, die zwar fast alle über einen Leisten passen, allein doch unendlicher Abwechselung in der Melodie fähig sind. Diese russische Landmelodie, wie ich sie nennen will, wird gar oft wie ein Canon gesungen, oft variirt, und dem Text, der dazu gesungen wird, angepasset; wenn ihrer viel zusammen stimmen, so pflegt gemeiniglich einer, oder zween derselben die Singende mit einer Art von Schalmey zu begleiten, ein Instrument, welches einen schneidenden durchdringenden Ton hat, und vorzüglich auf dem Wasser Meilenweit gehöret wird. Zwölf Matrosen einer Chaluppe haben deren allezeit zwo bey sich, und so bald nur die Ruder zur Seite gelegt werden, geht das Singen an.

Auch bey den Spatzierfarthen auf der Newa und in den Kobacken ist es die gewöhnlichste Musik, die sich nicht übel ausnimmt.

XII.

Pieces fugitives.

Discours en vers sur l'espérance de se survivre, lu dans la séance publique de l'académie françoise. Par M. Marmontel.

L'Homme laisse à la tombe une cendre insensible.
Mais ce souffle divin, cette ame incorruptible,

Sem-

Semblable à la vapeur que dissipent les vents,
Sera-t-elle à jamais étrangere aux vivans?
Croirai-je à ce Léthé, dont l'eau dormante & noire,
Du monde, où l'on n'est plus, absorbant la memoire,
Déroberoit au juste un éloge touchant,
Et du blâme vengeur sauveroit le méchant?

Loin de moi cette aveugle & fatale assurance.
Le néant, qui du crime est l'affreuse espérance,
L'oubli, qui de la gloire éteindroit le flambeau,
Ne nous attendent point au-delà du tombeau.

Et si la mort rompoit tous les nœuds de la vie,
Quelle gloire, au-delà, seroit digne d'envie?
D'où naitroit dans nos cœurs, pour un long souvenir,
Cette ardeur qui s'allume au nom de l'avenir?
Aux plus fiers des tyrans d'où viendroit cette crainte,
De livrer à l'opprobre une poussiere éteinte?
D'où viendroit aux héros ce mépris du trépas,
Pour mériter la gloire & n'y survivre pas?

Non, non, l'homme survit à sa honte, à sa gloire.
Turenne, à qui la mort arrachoit la victoire,
Vit le deuil de son camp immobile & muet:
Condé, du haut des cieux, entendit Bossuet.

Ah! lorsque d'une voix si sublime & si tendre,
Bossuet à Condé croyoit se faire entendre,
Et qu'un peuple, témoin d'un hommage si beau,
Croyoit voir le grand homme évoqué du tombeau,
Etoit-ce un vain prestige? Ou son ombre appellée,
Planoit-elle, en effet, sur ce grand mausolée?

J'en crois, dans tous les cœurs, la voix qui me répond;
J'en crois ce sentiment unanime & profond,
Qui dans tous les climats, comme dans tous les âges,
Enflamme les héros & console les sages.
Leur pays trop ingrat les a-t-il rebutés;
Dans des tems malheureux sont-ils persécutés,
L'avenir se présence à leur ame abattue:
Socrate le contemple en buvant la ciguë;
Caton mourant le voit, charmé de ses vertus,
Se ranger tout entier du parti de Brutus.
Et toi, Colomb, & toi, victime de l'envie,
Quel espoir te soulage au terme de la vie?

Devant quel tribunal seront-ils présentés,
Ces fers injurieux que tes mains ont portés?
Pour qui dans ce tombeau veux-tu qu'on les dépose?
Sur la postérité ton ame se repose:
Elle sera ton juge, & le juge des rois
Qui de ce prix infâme ont payé tes exploits.

. . . .

Mais que sert aux mourans la verité tardive,
Si jusqu'au sein des morts jamais sa voix n'arrive;
Et si, pour l'innocent & pour le criminel,
Regne autour de la tombe un silence éternel?
Un Dieu, sans doute, un Dieu punit & récompense;
Et pourquoi l'un des prix que ce Dieu nous dispense,
N'est-il pas le plaisir, & si pur & si doux,
De savoir quels regrets nous laissons après nous?
Quoi! des larmes d'un fils privera-t-il un pere?
Des larmes d'un époux, l'épouse la plus chere?
Un roi, des vœux d'un peuple heureux par ses bienfaits?
Un héros, du triomphe ou des fruits de la paix?
Il a mis dans nos cœurs ce desir de revivre;
Ah! sans doute il permet que la vertu s'y livre.
L'homme est foible; & la gloire en lui rendant la main,
Du devoir, sous ses pas, adoucit le chemin,
Lui fait fouler aux pieds les serpens de l'envie,
L'arme contre la mort du mépris de la vie.
Mais s'il se voit privé de cet heureux appui,
Quel monument durable attendez-vous de lui?
Naître, vivre & mourir sont un instant qui passe;
Et, qu'une ame timide en mesure l'espace,
Aux bornes d'un instant tout sera limité:
Rien de grand sans l'espoir de l'immortalité.
Trompeuse illusion! prejugé populaire!
Me répond tristement un sage atrabilaire:
L'homme crédule & vain se prend à ces appâts:
L'homme habile & puissant les seme sur nos pas;
Les tyrans aux héros ont jetté cette amorce . . .
Les tyrans, eprouvons leur courage & leur force,
Et voyons si pour eux tout doit s'anéantir.
Qu'un Tibere, un Commode entende retentir,
Jusqu'à son lit de mort, cet affreux cri de joie:

» Qu'il

„ Qu'il meure, & des vautours que son corps soit la proie!
„ Qu'il meure dans l'opprobre; & reput des tombeaux,
„ Qu'il soit traîné, meurtri, déchiré par lambeaux" . . .
Il frémit. Mais pour lui qu'auroient-ils de terrible,
Ces vautours, appellés à cette fête horrible,
Si son ame exhalée avec un long soupir,
D'un sommeil éternel espéroit s'assoupir?
Il craint, non les vautours affamés de pâture,
Mais cette longue horreur qu'il laisse à la nature;
Et le pressentiment de la postérité
Venge déjà sur lui tout un siecle irrité.
Dans une heure, il verra sa dépouille insultée;
Dans mille ans, sa mémoire en tout lieu détestée;
Tandis que Marc-Aurele entendra l'avenir,
Par d'éloquentes voix, à jamais le benir.
Ah! laissons aux méchans cette crainte accablante,
Laissons cette espérance utile & consolante
A l'ami qui pleurant l'ami qu'il a perdu,
Se flatte au moins encor qu'il en est entendu.
Et pour qui ce besoin n'est-il pas invincible,
De penser que des morts tout n'est pas insensible?
Est-ce une froide cendre, un marbre inanimé,
Que je presse en pleurant sur un objet animé?
Et si rien n'est ému dans cette urne glacée,
Pourquoi si tendrement la tiendrois-je embrassée?
Je ne sens point un cœur sous le mien palpitant;
On ne me répond point; mais peut-être on m'entend
Il me semble, aux accens de ma bouche plaintive,
Qu'une ombre, qui m'échappe, est au moins attentive,
Qu'invisible & présente, elle voit mes douleurs,
Recueille mes soupirs, & jouit de mes pleurs.
La nature a mêlé ce charme involontaire
Aux regrets d'un époux errant & solitaire,
Aux regrets d'un amant que consume l'ennui:
Une ombre seule au monde est encor tout pour lui.
Dans le calme des bois, au sein des nuits funebres,
Il l'appelle. Il croit donc qu'au milieu des ténébres,
Près de lui, pour l'entendre, elle vient quelquefois
Dans la grotte où l'echo s'attendrit à sa voix?
Ah! du moins dans son ame elle se plaît à lire.

Mais

Mais des vives douleurs n'eſt-ce pas un délire?
On le dit, & bientot ſoi-même on ſe dément.
Qui de nous, dans le calme & le recueillement,
Seul, au fond de ce temple, où de nos grands modeles
S'offrent à nos regards les images fidelles,
N'a pas ſenti ſon ame entre eux ſe balancer.
Et vers le plus chéri doucement s'élancer?
O toi, dont les écrits, où la bonté reſpire,
Donnent à la vertu tant de charme & d'empire,
Fénélon, quand mes yeux attachés ſur tes yeux
Se mouillent devant toi de pleurs délicieux,
Et que mon cœur ému, cherchant à ſe répandre,
T'adreſſe le tribut le plus vrai, le plus tendre,
Le tribut de l'amour, & de culte ſi doux.
Que l'ange de la paix recevroit parmi nous,
Suis-je inſenſé? Parlé-je à la toile, à l'argile?
Je parle à cet eſprit qui fend d'une aîle agile
Les champs de la lumiere, &, comme elle épandu,
Sur ces murs quelquefois tient ſon vol ſuſpendu.
Au plaiſir d'être aimé s'il eſt ſenſible encore,
Ce Lycée eſt un temple où ſans ceſſe on l'adore:
Il doit s'y plaire. Et toi, dont les travaux divers
Ont durant ſoixante ans étonné l'univers,
L'aurois-tu depoſée au terme de la vie,
Cette gloire qui fit le tourment de l'envie;
Et d'un monde par toi ſi long-tems éclairé,
Ton indigne tombeau t'auroit-il ſeparé?
Quoi? tandis que tes vers enchantent nos oreilles,
Que nos plus doux plaiſirs ſont le fruit de tes veilles,
Que, d'une voix enfin, tous les cœurs attendris,
Du grand art d'émouvoir te décernent le prix.
Qu'inſtruits par tes leçons, des rois couverts de gloire
T'accompagnent en pompe au temple de mémoire,
Et ſur un monument à jamais affermi,
Vont graver de leur main le nom de leur ami;
Tu ne l'entendrois pas ce concert de louange,
Ce cri des nations qui l'honore & le venge!
Vous, qui deviez former des accords ſi touchans,
Suſpendez votre lyre, interrompez vos chants,
Enfans du Pinde: au ſein d'une nuit vaſte & ſombre

Vos

Vos sons perdus, jamais n'iront flatter son ombre,
Aux pleurs des malheureux, aux éloges des rois,
Voltaire est insensible; il n'entend plus nos voix.
Elle fut donc bien vaine, hélas! cette espérance,
De consoler son ombre & d'acquitter la France,
Lorsque par l'univers notre zele avoué,
Promit la palme à qui l'auroit le mieux loué;
Et toi, Moliere, & toi, lorsqu'un siecle plus juste,
Au buste de Voltaire associant ton buste, *)
Consacre parmi nous ton génie & le sien,
Est-il vrai que pour toi la gloire n'est plus rien;
Et qu'en vain mis au rang des mortels les plus sages,
Tu ne sauras jamais sur les sombres rivages,
Combien de tes affronts la patrie à gémi,
Combien de tes succès l'imposture à fremi?
Ah! le lâche envieux & le fourbe hypocrite
Peuvent donc avec joie insulter le mérite:
Vivant, il est en proie à ses diffamateurs;
Mort, il n'a plus d'amis ni de consolateurs.
Aux traits de l'impudence & de la colomnie
Le Ciel aura livré la vertu, le génie,
Ils auront vu l'orgueil dédaigneux & jaloux,
Leur faire de la vie épuiser les dégoûts,
Et de leurs ennemis, renouvellés sans cesse,
Encourager l'audace & payer la bassesse;
Et, lorsque la justice, arrivant sur leurs pas,
Vient venger leur mémoire, ils ne l'entendroient pas?
Cessons d'injurier le Ciel & la nature;
Et quand l'homme à vécu pour la race future,
Croyons que de sa gloire il va jouir en paix.
Pour la postérité les grands hommes sont faits:
Ils ont semé pour elle, & chez elle ils recueillent.
Comme leurs bienfaiteurs les siecles les accueillent;
Et, présens d'âge en âge à ce beau souvenir,
Leur espace est le monde, & leur tems l'avenir.

*) Le buste de Voltaire & celui de Moliere étoient en regard dans la salle de l'assemblée.

Grabgesang.

Langsam.









Gefilde des Todes,
Gefilde der Ruh!
Euch wanket voll Sehnsucht
Der Leidende zu; —
Er steht am Gestade
Verkannt und allein
In Wüsten des Lebens
Alleine allein!

Er kam zu den Menschen
So willig und gut,
Er trug in den Adern
So glühendes Blut;
Er sah nach Gefährten,
Nach Antwort sich um,
Doch alles war öde,
Doch alles war stumm.

Im Mondschein wird blinken
Sein moosigtes Grab,
Doch war wo ein Auge
Das Thränen ihm gab?
Es rauschen, vergessend,
Die Tritte bey hin,
Vergessend wen decket
Des Hügelchens Grün.

Laß rauschen die Tritte!
Laß Menschen sich freun!
Einst hüllt auch das Dunkel
Des Grabes sie ein;
Wohl rollen die Jahre,
Wohl schwindet ihr Lauf;
Einst trinkt ihren Moder
Die Sonne mit auf.

Gefilde des Todes,
Gefilde der Ruh.
Nur ihr weht Vollendung
Dem Leidenden zu;
Die Träume der Todten
Sind kühle und leicht:
Wohl dem, der vom Ziele
Nicht ferne mehr schleicht.

